

T. TAUSCHER ◆

GAIA

LESEPROBE



- ÜBER DAS BUCH -

Bei „GAIA“ handelt es sich um den ersten Unterhaltungsroman des Hobbyautors Tobias Tauscher. Das langfristig angelegte Projekt umfasst drei geplante Bände mit den Titeln GESTERN, HEUTE und MORGEN.

Mit der Fertigstellung des ersten Bandes ist eine Veröffentlichung über einen Verlag angestrebt.

Die Erzählung gehört zum Genre der Science-Fiction mit historischem Kontext (mitteleuropäische Bronzezeit vor ca. 4.000 Jahren) und richtet sich an junge Erwachsene. Im Mittelpunkt steht das Aufeinandertreffen zweier Menschen aus verschiedenen Zeitaltern mit den jeweiligen Unterschieden in Alltag, Kultur und Gesellschaft. Aus anfänglichem Misstrauen entwickelt sich im Verlauf der Handlung eine tiefe Verbundenheit, aus der sich ein zeitenübergreifendes Liebesdrama entspinnt.

Alle dargestellten Personen, Orte und Ereignisse sind frei erfunden. Das Ziel des Romans ist es, einen möglichst realistischen Bezug zur archäologisch erforschten Frühgeschichte herzustellen und diese auf zugängliche und unterhaltsame Weise erfahrbar zu machen. Der Autor hat den Roman daher an zahlreichen Stellen selbst illustriert und ein ergänzendes Glossar zu einer Vielzahl der behandelten Themen beigelegt.

- HANDLUNG -

Arwa will nur das Eine: endlich eine Waldwächterin werden, so wie es ihrem Volk seit dem Großen Eis heilig ist. Doch dies verlangt nicht nur ein Blutopfer von ihr, sondern auch eine schwere Bürde zu tragen. Ist sie mit 14 Wintern schon bereit dafür? Sie weiß, dass ihr Stamm sie mehr denn je braucht, denn fremde Siedler dringen immer weiter aus dem Grasland vor.

Erik ist ein junger Mann der Moderne, für den eine globalisierte und digitalisierte Welt selbstverständlich ist. Doch auch in dieser muss man seinen Wert als Individuum beweisen. Gerade konnte er einen wichtigen Kunden für seine kleine Medienagentur gewinnen. Der neue Auftrag führt ihn jedoch an einen Ort, der sein bisheriges Weltbild völlig auf den Kopf stellt.

Zwei Welten, durch Jahrtausende getrennt.
Zwei Leben, die nicht zueinander passen wollen.
Zwei Menschen, die sich dennoch begegnen.

Der Beginn einer abenteuerlichen Reise.

- ÜBER DEN AUTOR -

Tobias Tauscher, 1981 in Karl-Marx-Stadt (heute Chemnitz) geboren, bewegt sich seit seiner Kindheit gern zwischen zwei Welten: der kreativen Seite mit all ihren utopischen und fantastischen Möglichkeiten und dem neugierigen Blick eines Naturwissenschaftlers, der jeder Idee logisch auf den Grund geht.

Diese Verbindung aus Vorstellungskraft und analytischem Denken prägt auch seinen beruflichen Weg. In der Medienbranche entwickelte er zahlreiche Storyboards, Drehbücher und grafische Konzepte für Filme, Computerspiele und Werbung. Er arbeitete an einer Software zur virtuellen Filmproduktion mit und gründete später eine eigene Medienagentur. Zudem war er viele Jahre in Forschung und Lehre rund um digitale Medien tätig – ohne je die Liebe zum Medium Buch zu verlieren.

„GAIA“ ist sein erster Unterhaltungsroman und ein persönliches Herzensprojekt, das beide Seiten seiner Leidenschaft vereint.

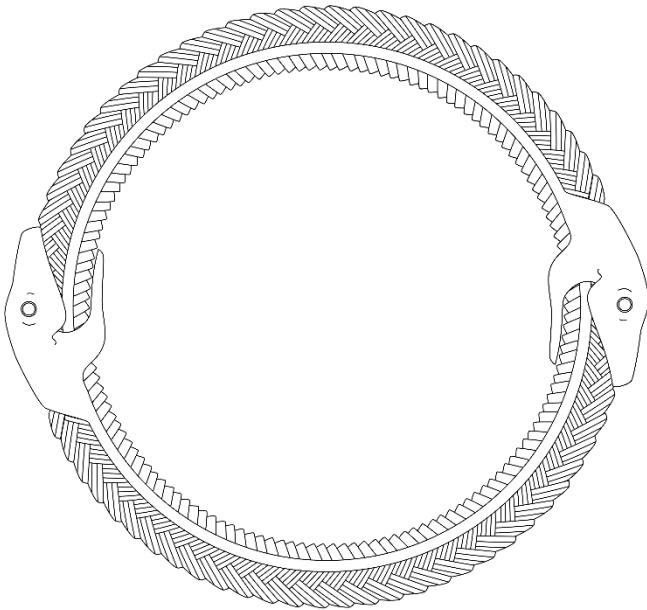
Bei Fragen, Anregungen oder Kritik zur Leseprobe freut sich der Autor über Ihre Nachricht.

tobias.tauscher@hotmail.de

- WIDMUNG -

Der Roman ist allen Forschenden gewidmet, die mit Leidenschaft und wissenschaftlichem Eifer dazu beitragen, unseren komplexen Kosmos ein wenig verständlicher zu machen.

Sie mögen mir meine fantastischen Ergänzungen verzeihen.



- TEIL 1 - HOLOZÄN

Ho | lo | zän [holoˈt͡sɛ:n]
SUBSTANTIV, NEUTRUM

Beschreibt die gegenwärtige Periode der Erdgeschichte, die mit dem Ende der glazialen Eiszeit (Pleistozän) vor 11.700 Jahren begann und bis heute andauert. Sie zeichnet sich durch ein besonders warmes und stabiles Klima aus, welches es den Menschen erstmals ermöglichte, sich über alle Kontinente hinweg auszubreiten und Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Dies gilt als Voraussetzung für die Entstehung einer jeden Hochkultur.

Auch die Pflanzen- und Tierwelt entwickelte sich artenreich. Nach den eiszeitlichen Tundren breiteten sich zunächst ausgedehnte Nadelwälder aus, die später zu Mischwäldern wurden. Vor 2.500 Jahren war die Entwicklung der Flora und Fauna, wie wir sie heute kennen, schließlich abgeschlossen.

- KAPITEL 1 -

FUTHA

Die Sehne war gespannt und der Pfeil lag direkt auf sein Ziel gerichtet. Trotz der Anspannung in ihrem Arm versuchte Arwa, den Bogen ruhig zu halten, um die Stelle zu fixieren, die einen schnellen Tod garantierte. Ein leichtes Strecken ihrer Fingerspitzen genügte, und das Geschoss an ihrer Wange würde nach vorne schnellen, direkt in das Herz ihrer Beute. Der große Erdwühler mit dem borstigen Fell hatte sie noch nicht gewittert. Stoisch grub er mit seiner Schnauze durch das Laub am Waldboden, auf der Suche nach essbaren Nüssen oder kleinem Getier. Währenddessen kauerte die junge Jägerin hinter einer moosbewachsenen Felsgruppe, gut versteckt unter ein paar Zweigen. Hier hatte sie bereits auf das Tier gewartet und war bestens vorbereitet. Ihre blonden Haare waren mit kleinen Zweigen und etwas Waldgrün zu einem wilden Zopf geflochten, und ihre helle Haut war mit dunkler Asche bedeckt. Zudem trug sie eine Maske aus geschnitzter Rinde, die lediglich zwei runde Öffnungen für die Augen besaß. Ein geflochtener Umhang aus verwobenem Gras verbarg sie zusätzlich. Selbst der verräterische Arm, der mit dem Bogen in der Hand aus ihrem Versteck ragte, schien mit der Umgebung zu verschmelzen. Arwa wurde eins mit dem kleinen Wäldchen, das sie sich für diesen wichtigen Moment ausgesucht hatte. Sie atmete ruhig und lauschte dem Rhythmus des Windes, der durch die Äste der Baumkronen fuhr, als suchte er unter den Blättern einen Gefährten für sein launisches Spiel. Die Sonne malte helle Flecken in alle Winkel des Waldes, wo auch immer sie einen Weg durch das Blätterdach fand.

Mit jedem weiteren Moment spürte sie, wie ihre Muskeln heftiger schmerzten. Die Sehne des Bogens glühte förmlich in ihren Fingern, doch Arwa durfte sich keinen Fehler erlauben. Mit ausgestrecktem Arm stand sie regungslos da und beobachtete das Tier. Doch dies war keine

gewöhnliche Jagd. Es ging nicht nur um Nahrung oder neue Felle. Dies war der entscheidende Teil einer wichtigen Prüfung.

Als ein Kind vom Volke der Futha hatte sie mit 14 Wintern nun das rechte Alter erreicht, um den Segen des Waldes zu erhalten. In den vergangenen Jahren hatte sie bereits viel gelernt: Sie konnte jede Fährte lesen, die Kräuter bestimmen und war geschickt im Umgang mit Messer, Pfeil und Bogen. Doch heute würde sie sich endlich auch als würdig erweisen, in den Kreis der ehrwürdigen Waldwächter aufgenommen zu werden. In ihrem Stamm gab es keine edlere Aufgabe, waren sie doch der Garant für den ewigen Bestand des Waldes seit Anbeginn des ersten Baumes. All das Wissen der Ahnen und alle Tugenden ihres Volkes trugen diese Wächter stolz in ihren Herzen. So war der Wunsch, einer der ihnen zu werden, für Arwa nicht nur ein inneres Bestreben, sondern entsprach ihrem gesamten Denken, seit sie zum ersten Mal ihrem Vater in das endlose Grün folgte.

Heute würde sie allen beweisen, dass sie den Herausforderungen dieser unbändigen Wildnis gewachsen war. Ein Schuss, und sie wäre eine respektierte Jägerin unter ihresgleichen. Ein kurzes Strecken der Finger, und sie würde ihren ersten Beitrag gegenüber dem Stamm leisten. Nur einen Herzschlag länger, und sie wäre der Stolz ihrer gesamten Familie.

Doch Arwa zögerte. Im ersten Moment konnte sie es selbst nicht verstehen. Alles war vorbereitet. Alles verlief nach Plan. Alles fügte sich in diesem einen Moment zusammen. Und doch schien etwas nicht zu stimmen. Irgendetwas fühlte sich nicht richtig an, auch wenn sie nicht genau sagen konnte, was es war. Instinktiv entspannte sie die Sehne, senkte den Bogen und ging langsam hinter den Steinen zu Boden. Arwa atmete tief durch und versuchte, eine Erklärung für ihr eigenes Verhalten zu finden.

„Welkes Blatt!“, fluchte sie in sich hinein. „Warum schieße ich nicht? Was will mir der Wald sagen?“

Sie zog die Maske vom Gesicht und blickte noch einmal zu dem Wühler zurück.

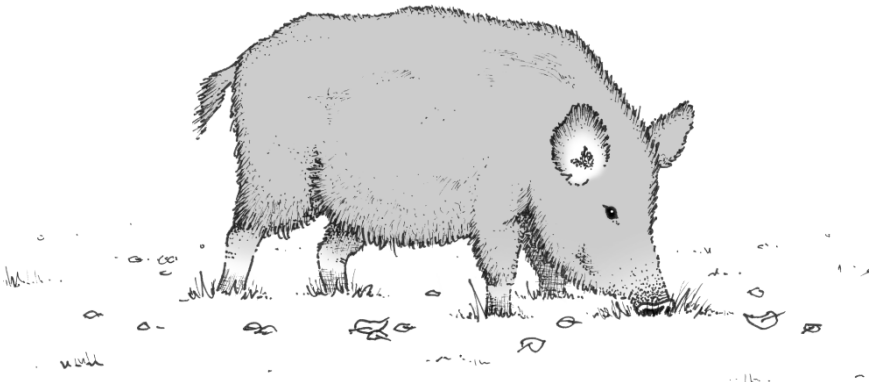
Da sah sie es. Der Schnauze des Tieres fehlten die markanten Eckzähne, die eigentlich wie große Dornen aus den Seiten hervorstechen

sollten. Der Wühler war demnach ein Weibchen. Rasch analysierte sie die Situation und sah nun auch die straff gespannte Bauchdecke unter dem zotteligen Fell hervortreten.

„Auch das noch“, schoss es Arwa durch den Kopf. Zu allem Unglück trug das Tier auch noch die späten Früchte des Frühlings in sich. Sicher würde es nur noch wenige Nächte dauern, bis sie ihren Nachwuchs an das Licht der Welt entließ.

Aber was machte das Weibchen hier, so weit weg vom Rest der Gruppe?

Enttäuscht sackte Arwa in sich zusammen und legte den Bogen beiseite. Sie konnte und wollte kein Leben nehmen, das noch nicht einmal begonnen hatte. Doch was hatte sie übersehen? War es nicht die Spur eines stattlichen Männchens, der sie schon seit Tagen folgte? Warum war es jetzt ein trächtiges Weibchen? Verflucht seien die Götter, die ihr närrisches Spiel mit ihr trieben.



Die Gedanken polterten ihr laut durch den Kopf, doch Arwa konnte nichts mehr daran ändern. Ihre geplante Beute war bereits Teil eines natürlichen Kreislaufs geworden, dessen Schutz sich die Futha auf ewig verpflichtet hatten. Niemals würde sie es wagen, dagegen zu verstoßen, selbst wenn sie dadurch ihre eigenen Ziele aufgeben müsste. Wütend auf sich selbst, spähte sie noch einmal über den Stein, um sich zweifelsfrei zu vergewissern. Und als wolle man sie für ihre Torheit strafen, zuckte nun auch noch mehrmals das Fell am Bauch des trächtigen Weibchens zusammen, während dieses unbekümmert weiter durch das Laub stöberte und dabei zufrieden grunzte.

Enttäuscht zog sich Arwa zurück und überließ die wertende Mutter ihrem irdischen Schicksal. In ein paar Jahren würde sie ihrem Nachwuchs sicher wieder begegnen. Dann würde sich der Kreislauf von Jäger und Beute erneut schließen. Doch um das fragile Gleichgewicht zu erhalten, bedurfte es heute einer demütigen Nachsicht.

„Alles umsonst“, flüsterte sie verzweifelt. „Keiner der Wächter wird einen solchen Fehler dulden. Was wird Vater dazu sagen?“

Schmerzhaft schluckte Arwa den bitteren Geschmack der Niederlage hinunter und verschwand mit wenigen Schritten im dichten Unterholz. Lautlos folgte die Jägerin verborgenen Pfaden, die nur ihr Auge zu sehen verstand. Trotz ihrer Jugend war jede Faser ihres Körpers darauf abgestimmt, sich in dieser wilden Landschaft mit leichten Schritten fortzubewegen. Mühelos überwand sie dabei umgestürzte Bäume, dichtes Gebüsch und steinigen Grund.

Als sich der Wald nach einer Weile zu einer kleinen Lichtung öffnete, blieb sie vor einer großen Eiche mit mächtigem Stamm stehen, deren moosbedeckte Wurzeln sich wie riesige Fäuste in den Boden stemmten. Die Sonne glitzerte golden durch das üppige Blätterdach, und überall blühten wilde Blumen im hohen Gras. Die Präsenz der Götter war in diesem uralten Baum deutlich spürbar.

Mit gesenktem Kopf lehnte sich die junge Futha an den Stamm und verlieh ihrer Enttäuschung mit einem tiefen Schnauben erneut Ausdruck. „Ich habe versagt“, murmelte sie vor sich hin und schloss die Augen.

In Gedanken spielte sie die Ereignisse des heutigen Tages noch einmal durch. Sie dachte an all die Mühen, die sie auf sich genommen hatte, um das richtige Lager zu finden, den langen Grasumhang, den sie sich sorgfältig gebunden hatte, die besonders scharf geschlagenen Pfeilspitzen, die vielen Eicheln, die sie unter dem Laub verstreut hatte, um den Wühler in das kleine Wäldchen zu locken, bis hin zu dem Entschluss, all das für eine spätere Gunst zu opfern.

Energisch stieß sie sich vom Stamm ab und ballte die Hände zu Fäusten. Sie atmete noch einmal tief durch und rief dann mit fester Stimme: „Hörst du mich? Ich habe versagt.“

Wie als Antwort senkte sich aus dem Geäst über ihr ein großer Schatten herab und verdunkelte für einen Moment ihre Sicht. Lautlos berührte er unweit ihrer Füße den Boden und nahm im nächsten Augenblick die Gestalt eines hockenden Ungetüms an. Langsam richtete es sich auf und überragte sie um mehrere Köpfe. Die Kreatur war eine furchterregende Erscheinung mit zottigem schwarzem Fell auf Schultern und Rücken, krummen Hörnern auf dem Kopf und der breiten Statur eines stämmigen Mannes. Grotesk ragte der blanke Schädel eines gewaltigen Tieres aus dem Pelz hervor. Dieser besaß weder Fleisch noch Haut, dafür blanke Zähne, die das Maul flankierten. Anstelle von Augen blickte sie in große, dunkle Höhlen, die sie allgegenwärtig anzustarren schienen. Vor ihr stand ein lebendig gewordener Albtraum aus Schatten und Grauen. Neben dieser monströsen Erscheinung wirkte die zierliche Jägerin wie ein zerbrechlicher Zweig.

„Ich höre dich“, grollte es dunkel zu ihr herüber.

Arwa starrte das Ungetüm lange an, bis sie endlich den Mut fand, ihre Gedanken in Worte zu fassen: „Ich kehre ohne Blutopfer zurück. Der Erdwühler, den ich erwählt hatte, trug bereits neues Leben in sich.“ Ihre Stimme stockte und beschämt wandte sie den Blick ab. „Ich ... die Prüfung. Ich konnte sie nicht vollenden. Das Gleichgewicht des Waldes ... es wäre sonst ... gefährdet.“

„Dessen bin ich mir bewusst, Tochter“, sprach das Wesen, ohne auch nur ein Stück seines mächtigen Kiefers zu bewegen. „Ich selbst führte das Weibchen zu dir.“

Entsetzt blickte Arwa auf. „Du warst es? Aber warum?“

Als wolle es zum Sprung ansetzen, ging das Monster in die Knie und fuhr fort: „Weil es Teil deiner Prüfung war. Und es war zugleich die wichtigste Entscheidung, die ich dir abverlangen konnte.“

Das Entsetzen in Arwas Gesicht wollte nicht weichen.

„Aber ich sehe in deinem Verlust keine Schande“, grollte die dunkle Stimme weiter. „Du hast heute bewiesen, dass dein Wissen über den Wald einer wahren Futha würdig ist. In deinem jungen Geist wohnt ein Segen, wie er nur den wenigsten in deinem Alter vergönnt ist. Darum schätze ich deine Nachsicht und lobe die Reife, die aus dir spricht.“

„Du meinst ... ich habe ... nicht versagt?“, fragte sie zaghaft und sah das schwarze Wesen ungläubig an. Der blanke Schädel ließ keine Mimik erkennen, und doch dröhnte es aus ihm hervor: „Ich wusste, du würdest die richtige Entscheidung treffen.“

Für Arwa kamen diese Worte einer Erlösung gleich. Mit einem Mal schien all ihre Last von ihr zu fallen. Ihre innere Zerrissenheit wich wohliger Freude, sodass sich sogar eine zaghafte Träne auf ihre Wange verirrte. Ohne Scheu und mit offenen Armen ging sie schließlich auf die schwarze Gestalt zu. Das Wesen packte sich mit seinen Pranken an den riesigen Schädel und hob ihn von den breiten Schultern. Hinter der tierischen Maske kam der Kopf eines älteren Mannes zum Vorschein. Ein weiterer Griff, und auch sein Gewand aus struppigem Fell schob sich zur Seite und gab den Blick auf einen menschlichen Oberkörper frei. Seine Statur war groß und kräftig wie die eines stolzen Kriegers. Doch auf seinem bärtigen Gesicht mit der gräulichen Haut lag ein sanftes Lächeln, das bis zu seinen hellen Augen reichte.

Arwa schlang sich in einer innigen Umarmung um seinen Hals. „Ich danke dir, Vater.“

Sie wusste, dass dies der förmlichen Distanz gegenüber einem Wächter streng widersprach, doch ihre überschwängliche Freude ließ sie für einen Moment alle Regeln vergessen. Und seine väterliche Liebe ließ sie wie so oft gewähren.

Arwa war froh, dass ausgerechnet er sich ihrer Prüfung angenommen hatte. Niemand verstand es besser, die Spuren des Waldes zu lesen oder

den vielen Gefahren zu trotzen. Aber weil sie seine Tochter war, forderte er sie strenger als alle anderen. Arwa war das nur recht. Sie wollte nichts umsonst bekommen - sie wollte sich seinen Stolz verdienen. Dass er ihr diese besondere Aufgabe mit dem falschen Wühler auferlegt hatte, entsprach ganz seiner Art als Mentor. „Der Wald schenkt dir nichts, wenn du nicht bereit bist, ihm alles zu geben“, war das Mantra, nach dem er lebte und nach dem er sie auch erzogen hatte. Und so stellte er sie immer wieder vor ungeahnte Herausforderungen, einzig um zu beobachten, wie sie sich selbst entschied und welchen Weg sie allein gehen würde. So war ihr Vater: zurückhaltend, fordernd, aber immer in ihrer Nähe. Immer bereit, sie aufzufangen, falls sie doch einmal stürzte.

Darüber hinaus war er bei den Futha hoch angesehen, denn um seine abenteuerlichen Taten rankten sich vielerlei Geschichten. Eine ihrer liebsten war die der Graunacken, als es ihm in jungen Jahren gelang, sich einem ihrer Rudel anzuschließen. Einen ganzen Sommer und einen ganzen Winter lang soll er bei ihnen gelebt haben. Er ging mit ihnen auf die Jagd, kämpfte um die Beute, heulte den Mond an und teilte mit ihnen die Wärme ihrer Felle. Noch heute ehren sie ihn als Bruder unter ihresgleichen, wenn sich ihre Wege kreuzen oder er in ihr Revier gerät. Seitdem nannte man ihn überall auch ehrfurchtsvoll Ruik, die graue Bestie – ein Titel, der eines wahren Futha würdig ist.

„Danke“, wiederholte Arwa noch einmal. „Aber werden die anderen Wächter das auch so sehen?“

Ruik tätschelte ihr sanft den Kopf und sprach beruhigend zu ihr: „Nun, mein Kind, wir Wächter sehen, dass der Wald stark in dir ist, und so wirst auch du stark sein.“

Arwa blickte lächelnd zu ihm auf. „Auch Mutter sagt immer: Man kann einen Futha aus dem Wald reißen, aber niemals den Wald aus einem Futha.“

„Da hat sie bei dir wohl ganz recht“, lachte ihr Vater vergnügt und fügte mit einem Augenzwinkern hinzu: „Und wer will schon deiner Mutter widersprechen, deren Groll selbst die große Erdgöttin fürchtet?“

Mit einem leichten Ruck löste sie sich aus der väterlichen Geborgenheit.

„Und die Prüfung?“, fragte sie ihn ernst. „Ich habe noch immer kein Blutopfer erbracht.“

Doch statt eine Antwort zu geben, erhob sich ihr Vater und blickte angespannt nach Süden. Arwa folgte seinem Blick. Noch bevor sie etwas erkennen konnte, hörte sie das dumpfe Traben von Hufen, die sich schnell näherten. Wenige Augenblicke später schoss ein mannshoher Waldspringer aus dem Schatten der Bäume und blieb inmitten der Lichtung stehen. Das edle Tier mit dem mächtigen Geweih und dem rotbraunen Fell war ihnen nicht unbekannt, denn auf seinem Rücken trug es einen weiteren Wächter. Auch dieser trug das Gewand eines gehörnten Dämons und war somit im Dienste des Waldes unterwegs.

Als ihr Vater zu dem Reiter aufschloss, sprach dieser mit gedämpfter Stimme: „Ruik, die Wächter am Fluss erbitten deine Hilfe.“

Das Gesicht ihres Vaters wurde ernst.

„Wie weit sind sie dieses Mal vorgedrungen?“

„Weiter als je zuvor. Sie sind in langen Booten den Ouro heraufgekommen. Drei Dutzend Krieger, begleitet von einigen Männern aus den Bergen. Bei den Steinbänken im Sichelstal sind sie an Land gegangen. Keines der Zeichen hielt sie davon ab, weiterzuziehen. Seitdem durchstreifen sie die südlichen Haine und verrichten ein schändliches Werk. Sie graben Löcher in die Hänge oder schlagen tiefe Kerben in den Fels. Wir wissen nicht, was sie damit bezwecken.“ Der Reiter wurde unruhig und man spürte den unterdrückten Zorn in seiner Stimme. „Außerdem reißen sie das Wild. Viele Kadaver säumen bereits ihren blutigen Pfad.“

„Die Männer? Sind sie gerüstet?“

„Ja, Ruik, mit ledernen Riemen und bronzenen Helmen. An ihren Gürteln hängen Beile und seltsam lange Klingen.“

„Eine Vorhut also. Tragen sie ein Zeichen?“

„Das der östlichen Steppenvölker.“

„Die Krell?!?“ Ihr Vater wirkte auf einmal sichtlich angespannt. „Nun haben sie also doch noch das Grasland erreicht.“

„Ja, Ruik. Daher ist Eile geboten.“

„Hm, ich verstehe“, sagte ihr Vater ernst und zog sich die Maske des gehörnten Dämonenschädels wieder über den Kopf. Er wurde wieder zu dem furchteinflößenden Wesen, einem echten Waldwächter, wie Arwa es für sich selbst nur ersehnen konnte.

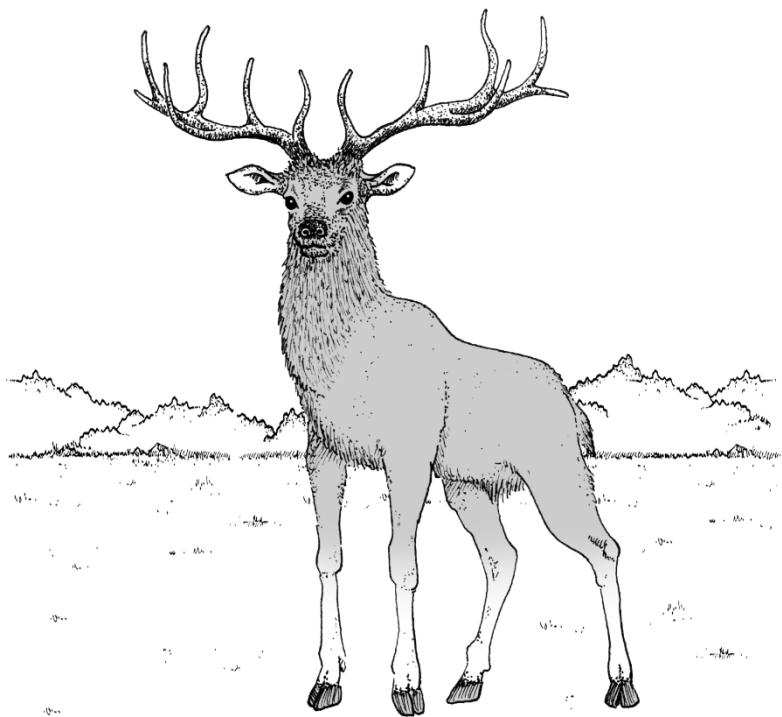
„Seid ihr vorbereitet?“, klang es nun wieder dumpf aus seiner Maske hervor.

„Ja, Ruik. Oben in den Bäumen sind Albi und die Söhne seiner Sippe. Ich sichere die Seiten mit Ela und ihrer Erstgeborenen. Du wirst von den Zwillingen erwartet. Sie haben ausdrücklich nach dir verlangt, um mit dir die Läufer zu stellen. Der Rest der Gruppe steht oben am Hang bereit. Sogar der alte Turu ist dabei und lässt es sich nicht nehmen, noch einmal auf die Langhölzer zu steigen. Das Laub liegt bereits in den Gruben, die Rundsteine sind platziert und auch einige Truden und Pfahlgeister liegen bereit.

„Gut, ich werde euch beistehen. Reite schnell voraus und bringe den anderen meinen Rat, sich vor den fremden Klingen zu hüten. Auf dass ein jeder von uns wohlbehalten zu seinen Liebsten zurückkehrt.“

Ein kurzes Nicken, dann wandte der Angesprochene sein Tier wieder Richtung Wald und ritt davon.

Ruik, ihr Vater, klatschte in einem kurzen Rhythmus in die Hände und zu Arwas Erstaunen erhob sich nicht weit entfernt ein weiterer Waldspringer aus dem hohen Gras der Lichtung. Was eben noch wie das karge Geäst eines einsam in der Ferne thronenden Strauches ausgesehen hatte, war nun das stolze Geweih seines persönlichen Reittieres. Die Tarnung mit ein wenig Blattgrün war perfekt, sodass nicht einmal Arwa es vorher entdecken konnte. Ein kleiner Vogel, der eben noch das Geäst gekrönt hatte, flatterte erschrocken in wirren Kreisen davon. Voller Anmut trottete das Tier auf Ruik zu und schüttelte dabei die letzten Blätter von seinem Haupt.



Arwa wusste, wie sehr ihr Vater dieses Geschöpf liebte – als wäre es sein leiblicher Bruder. Mehr noch, als sei es ein Teil von ihm selbst. Seit der Waldspringer vor vielen Jahren als Jungtier zu ihm fand, verging kein Tag, an dem er ihn nicht mit Hingabe pflegte und zu seiner heutigen stattlichen Erscheinung aufwachsen ließ. Waldspringer sind seit jeher heilige Tiere der Futha. Man sagt, sie seien die wahren Kinder des Waldes – auserwählte Bäume aus alter Zeit, denen die Erdgöttin selbst das fleischliche Leben schenkte. Noch heute tragen sie als Zeichen ihrer Abstammung die Zweige des Waldes auf dem Kopf. Doch ohne ihre einstigen Wurzeln, die sie an den Boden ketteten, genießen sie seither mit jedem Sprung diese geschenkte Freiheit. So waren sie bekannt für ihr launisches Wesen und ihren unbändigen Willen, nie wieder in

Gefangenschaft zu leben. Ihr Vater brauchte daher viel Geduld, bis ein erstes zartes Band zwischen ihm und dem Waldspringer entstand. Doch war dieses Band erst einmal geknüpft, hielt es ein Leben lang. Ihr Vater nannte ihn stolz Krone, denn es gab kein erhabeneres Reittier im gesamten Grün des Waldes. Krone stand ihrem Vater in Anmut und Würde in nichts nach. Ein perfekter Kamerad. Ein treuer Gefährte. Ein Freund fürs Leben.

Mühelos schwang sich ihr Vater auf den Rücken des Tieres und rieb ihm zur Begrüßung die Flanken. Die kurze Antwort war ein unverkennbares Röhren, dann richtete Ruik das Tier sanft zu einer Waldschneise hin aus.

„Und was ist mit mir?“, fragte Arwa schnell, wohlwissend, dass sie die Antwort bereits kannte. Doch zu ihrer Überraschung ritt er nicht los, sondern drehte sich noch einmal zu ihr um.

„Nun, wie es scheint, meinen es die Götter gut mit dir.“

Er bückte sich und reichte ihr die Hand, um auch sie auf das Tier zu ziehen.

„Setze auch du deine Maske wieder auf, denn du wirst mich begleiten“, forderte er sie freundlich, aber bestimmt auf. „Deine Prüfung hat gerade erst begonnen.“

Der Ritt durch den Wald glich einem wilden Fluss, der durch ein tiefes Tal rauscht. Mit ungezügelter Energie schossen sie an Bäumen, Ästen und Gestrüpp vorbei. Sie übersprangen mühelos tiefe Felsspalten, breite Erdlöcher und hohe Felsen. Sie ritten vorbei an Hainen, Wiesen und kleinen Bächen, sodass Arwa bald der Kopf schwirrte. Vor ihren Augen verwandelte sich die vertraute Umgebung in ein unwirkliches Muster aus bunten Flecken und Streifen. Sie spürte jeden Muskel des Tieres unter sich und die unbändige Kraft, mit der sich seine mächtigen Beine in den Erdboden entluden. Es folgten wilde Sprünge von Stein zu Stein, gefolgt von engen Kurven und schnellen Haken von Baum zu Baum. Obwohl sie sich fest an den Rücken ihres Vaters klammerte, wirbelte ihr zierlicher Körper auf dem Rücken des Tieres unkontrolliert in alle

Richtungen. Arwa musste die Augen schließen und klammerte sich noch fester an den Rücken ihres Vaters. Nur langsam konnte sie sich an den rasanten Galopp gewöhnen, bis sie spürte, wie Ruik ihr sanft gegen den Oberschenkel tippte. Zunächst hielt sie es für eine zufällige Berührung, doch bald erkannte sie, dass es sich um die lautlose Zeichensprache der Futha handelte. Deren Symbole wurden entweder mit den Fingern in die Luft gezeichnet oder im Dunkeln direkt auf die Haut gemalt. Sie bestand aus einfachen Formen und Rhythmen, die jedes Kind von klein auf lernte. Doch bei diesem Ritt hatte Arwa alle Mühe, die Botschaft richtig zu deuten.

„Hör auf sein Herz“, konnte sie schließlich entziffern.

Arwa versuchte, der Anweisung zu folgen, und konzentrierte sich mit ihren verbliebenen Sinnen wieder auf das Tier. Zunächst hörte sie nur das Rauschen des Windes und spürte die heftigen Stöße des ständigen Auf und Ab. Doch nach einer Weile nahm sie einen schwachen Rhythmus wahr. Es waren feine Impulse, die tief durch ihren Körper drangen und sie irgendwie beruhigten. Arwa vertraute diesem Gefühl und versuchte, den Rhythmus in sich aufzunehmen. Wie in kleinen Wellen kroch er durch ihren Körper. Es war der schnelle Puls des Tieres, und Arwa spürte förmlich, wie sein Blut unter ihr dahinrauschte. Mit jedem Moment wurde er deutlicher, mit jedem Takt intensiver, bis sie schließlich auch das markante Klopfen des Herzens vernahm.

Bumm-Bumm.

Bumm-Bumm.

„Ich höre es“, tippte sie freudig auf das Schulterblatt ihres Vaters. Doch die Augen zu öffnen, wagte sie sich nicht.

Wieder berührte Ruik ihren Oberschenkel: „Folge dem Muster!“

Arwa ließ den Herzschlag weiter auf sich wirken.

Bumm-Bumm.

Noch immer wurde sie heftig durchgeschüttelt.

Bumm-Bumm.

Doch mit jedem weiteren Schlag wurden die Erschütterungen schwächer. Arwa erkannte die Harmonie zwischen seinem Herzschlag und den wiederkehrenden Bewegungen seiner Muskeln. Krone sprang

nicht unkontrolliert umher, sondern stimmte die Sprünge vielmehr zu einem gleichmäßigen Takt ab. Auch seine Atmung folgte diesem Rhythmus.

Bumm-Bumm. Einatmen, Sprung, ausatmen. Und wieder von vorn.

Bumm-Bumm. Einatmen, Kurve, ausatmen. Und wieder von vorn.

Es glich einer Melodie, als wollte der Springer mit dem Wald musizieren.

Lauf, Kurve, Sprung, Sprung.

Kurve, Haken, Sprung, Sprung.

Haken, Lauf, Sprung, Sprung.

Ohne es zu merken, hatte sie ihre Atmung der eigensinnigen Musik angepasst. Ihr Herz schlug im Takt, und ihre Muskeln folgten instinktiv dem Rhythmus. Die Erschütterungen waren nun kaum noch zu spüren.

Arwa wagte es, ein Auge zu öffnen.

Dann zwei.

Wie durch ein Wunder nahmen die bunten Flecken wieder ihre natürlichen Formen an. Sie ritten noch immer schnell wie der Wind, aber nun war der Wald wieder deutlich zu erkennen. Mehr noch: Durch die Synchronität ihrer Körper fühlte sich das Reiten plötzlich wie Fliegen an. Fast schwerelos schossen sie in geneigten Bahnen zwischen den Stämmen hindurch.

„Harr...“, entfuhr es Arwa in einem Freudenschrei, doch selbst unter ihrer Maske riss der Wind alle Worte mit sich. Arwa fühlte sich wie im Rausch. So etwas Schönes hatte sie noch nie erlebt. Fast wollte sie die Arme wie ein Vogel zur Seite strecken, doch ihr Vater mahnte sie der Konzentration.

„Schau nach vorn“, tippte er ihr zu. „Sehe den Kampf der Futha.“

- KAPITEL 2 -

DÄMONEN

Ein dichter Nebel, weiß wie Milch, waberte den großen Hang hinunter; den Kothar und seine Männer soeben beschritten hatten. Er schmiegte sich um die Bäume, kroch durch das Unterholz und versperrte ihnen die Sicht auf den Weg, der noch vor ihnen lag. Fasziniert beobachtete Kothar, wie die lautlose Erscheinung immer weiter auf sie zukam. An diesem warmen und sonnigen Tag konnte dies nur eine Laune der Götter sein, die sich, wie so oft, der irdischen Vernunft entzog. Dennoch sah er sich um und suchte nach einer Erklärung für dieses ungewöhnliche Schauspiel. Doch das Einzige, was in diesem Wald sonderbar schien, waren er und seine Männer selbst. Wie die Glieder einer langen Kette schimmerten ihre Helme aus dem Schatten der Bäume hervor und folgten ihm den Hügel hinauf. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Zu hören war einzig das Stampfen ihrer Füße auf dem trockenen Waldboden und das metallische Klirren ihrer Waffen. Kothar kannte diesen vielstimmigen Klang gut. Er war zu einem Teil seines Lebens geworden – eine allgegenwärtige Melodie, die nur Krieger mit geschliffener Bronze zu spielen verstanden.

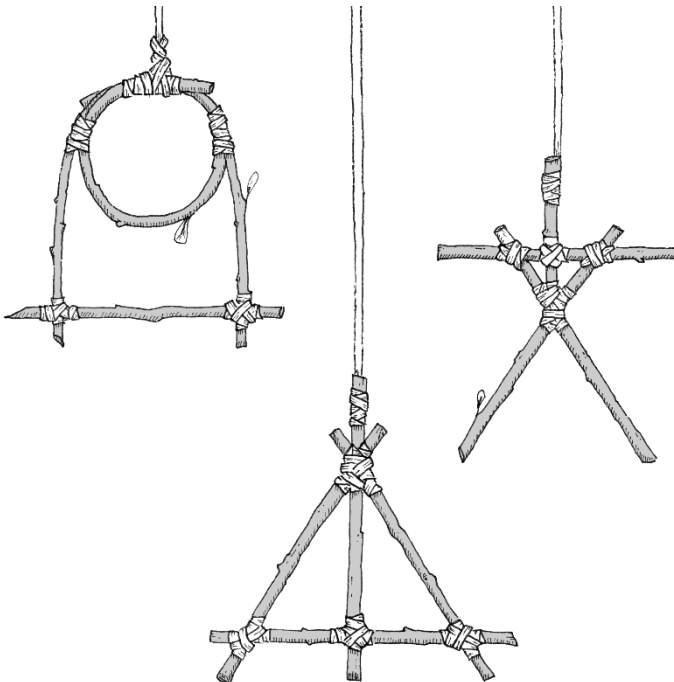
Plötzlich wurde ihm bewusst, dass dies die einzigen Geräusche waren, die er im gesamten Wald hören konnte. Das sonst so lebhaftes Summen der Insekten, das Zwitschern der Vögel und die Laute der Wildtiere – all das war verstummt, als hätte der Wald seine Stimme verloren. Während er noch über diese sonderbare Stille nachdachte, hob einer der stämmigen Männer vor ihm den Arm. Es war der Heerführer. Auf sein Zeichen hin blieb der gesamte Trupp stehen, und das Stampfen und Klirren verstummte. Im ganzen Wald war es nun totenstill.

Zu dem Heerführer kam nun ein Krieger gerannt, den Kothar als einen der Späher wiedererkannte. In seinen Händen hielt er eines der rätselhaften Holzsymbole, wie sie es bereits an vielen Stellen im Wald gefunden hatten. „Die Götter mahnen uns“, raunte der Krieger und blickte

ebenfalls besorgt in den Nebel. „Wir sind bereits zu tief in ihr Reich vorgedrungen. Die hölzernen Zeichen häufen sich, je weiter wir den Hügel hinaufsteigen. Wir sollten umkehren.“

Sein Befehlshaber nickte stumm, nahm das Gebilde entgegen und schickte den Mann zurück in die Reihe. „Junger Herr“, brummte der Heerführer Kothar zu, ohne sich zu ihm umzudrehen. „Was haltet ihr davon?“

Sofort trat Kothar neben ihn und betrachtete ebenfalls das rätselhafte Symbol in seinen Händen. Auf den ersten Blick schien es wie all die anderen zu sein. Ein kleines Gebilde aus Zweigen und Blättern, das mit geflochtenen Gräsern zu einer unbestimmten Figur zusammengebunden war. Diese sonderbaren Symbole hingen meist an langen Schnüren von den Bäumen herunter oder lagen gut sichtbar auf großen Felsen abseits der Wege. Doch egal, wie viele sie schon gefunden hatten – ihre Bedeutung blieb ihnen weiterhin verborgen.



Kothar betrachtete den dichten Nebelschleier vor ihnen. Ein Weiterziehen bei dieser eingeschränkten Sicht wäre sicher nicht ungefährlich. „Unsere Boote liegen bereits weit zurück“, überlegte er laut. „Wir würden wohl einen ganzen Tag brauchen, um uns neu zu formieren. Zwei, wenn wir am Fluss noch ein Lager errichten.“

Stumm nickte ihm der Befehlshaber seine Bestätigung zu.

Kothar überlegte weiter. Ohne den Blick zu senken, tastete er nach dem Lederbeutel an seinem Gürtel. Die kleinen Steine darin wogen nicht schwer und doch gab ihm die Last ein beklemmendes Gefühl. „Die Sklaven versprechen bessere Funde hinter diesen Hügeln. Eine Ader, größer noch als jene, die wir bereits in den Bergen erschlossen haben“, versuchte Kothar, den grübelnden Heerführer zu ermutigen. Doch er war sich seiner Worte selbst kaum mehr sicher. „Ob Wahrheit auf ihren Zungen liegt?“

„Ebenso sind es die Sklaven, die uns nun davor warnen“, gab sein Gegenüber mürrisch zurück. „Wir hatten bereits große Mühen, sie überhaupt bis hierher zu treiben. Ihre Dienste erweisen sich nun vielmehr als ...“, er zögerte und warf einen finsternen Blick zurück, auf die drei geschundenen Gestalten inmitten der Krieger. „Nun ja, sagen wir, als umständlich.“

Kothar wusste um die Vorsicht des erfahrenen Mannes, die ihm und seinem Gefolge schon oft das Leben gerettet hatte. Sein Zögern verriet ihm daher mehr, als der erfahrene Krieger auszusprechen vermochte. Doch noch mehr beunruhigte Kothar der Gedanke, jetzt schon umzukehren.

Als Kundschafter und Gesandter der Krell war es seine Aufgabe, im belagerten Umland nach neuem Material, Bodenschätzen, Nahrung oder sonstigem Beutegut zu suchen. Wenn er jedoch nicht bald die gewünschten Ergebnisse vorweisen konnte, würde es ihm nicht besser ergehen als seinem Vorgänger. Kothar musste mit eigenen Augen mit ansehen, wie diesem die Kehle mit seinem eigenen Dolch aufgeschnitten wurde, weil er seine Aufgabe für den Fürsten nicht hinreichend erfüllen konnte. Anschließend gab der Fürst die blutgetränkte Waffe an Kothar

weiter und richtete dieselben Worte an ihn, die er schon sein ganzes Leben lang kannte: „Wisse, wo dein Platz ist!“ Doch der Dolch war nicht nur ein Symbol für seinen neuen Status, sondern zugleich auch eine Warnung. Ein Versagen hatte unter den Krell keinen Platz.

Kothar durfte nicht mit leeren Händen zurückkehren. Instinktiv griff er an seinen Gürtel, wo ihm das kalte Metall der verhängnisvollen Waffe einen Schauer über den Rücken jagte. „Das Einzige“, begann er leise, „was ich noch mehr fürchte als den Zorn fremder Götter, ist der Zorn unseres Fürsten, wenn wir jetzt umkehren.“

„Wahrlich!“, raunte der Heerführer bitter. Dabei legte sich seine Stirn in tiefe Falten, als besinne auch er sich auf eine unaussprechliche Erinnerung, die ihn wie ein Schatten verfolgte. „Seine Geduld ist so lang wie der Schwanz eines Kastraten“, murmelte er gedankenverloren vor sich hin. Erschrocken blickte er zu Kothar auf, als ihm bewusst wurde, dass er noch immer zu einem Zögling hohen Blutes sprach.

„Schon gut“, schmunzelte Kothar amüsiert und klopfte seinem Gegenüber beruhigend auf die Schulter. „Ich habe schon Schlimmeres über ihn gehört. Und doch habt ihr recht. Seine Geduld auf die Probe zu stellen, gleicht einem Wahnsinn.“

„Was meint ihr“, holte der Heerführer erleichtert aus, „wie viele der roten Steine braucht ihr noch, bis wir erhobenen Hauptes den Heimweg antreten können?“

Kothar blickte erneut dem wabernden Nebel entgegen. „Noch diesen letzten Hügel.“

„So sei es.“ Der Heerführer warf das hölzerne Gebilde beiseite und wandte sich mit gestrecktem Kopf seinem Gefolge zu. „Wir sind Krell!“, rief er laut. „Kein Holz vermag es, uns zu belehren oder gar aufzuhalten. Wir ziehen weiter!“

Ein weiteres Handzeichen, und der Trupp setzte sich wieder in Bewegung. Kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, rollte der Nebel wie eine gewaltige Lawine über sie hinweg. Mit einem Mal verschwammen alle Konturen des Waldes zu formlosen Schatten. Der weiße Schleier nahm Kothar die Sicht, raubte ihm die Orientierung und dämpfte alle Geräusche zu einer wattigen Stille. Der Vormarsch des

Trupps kam damit unvermittelt zum Erliegen. Zudem reizte die feuchte Luft auf sonderbare Weise die Kehlen, sodass viele der Männer zu husten begannen. Schnell wurde jedem klar: Das war kein natürlicher Nebel – das war kalter Rauch.

Sofort breitete sich Unruhe wie eine ansteckende Krankheit aus. Der Heerführer gab den Befehl, sich enger aufzustellen und dem Pfad nur noch als geschlossene Formation zu folgen. Doch je weiter sie kamen, desto dichter wurde der Schleier vor ihren Augen, und die Anspannung wuchs. Alle kannten die Geschichten, die sich um diesen Wald rankten. Es waren schaurige Erzählungen von grausamen Bestien, lebenden Schatten oder unheimlichen Erscheinungen. Wer ihn betrat, würde nie wieder zurückkehren oder war bereits von den Göttern verflucht. Doch Kothar gab auf solches Geschwätz kein Gehör. Er straffte die Riemen seines ledernen Brustpanzers und legte die Hand auf das Wappen mit der Doppelraute in der Mitte. „Für Krell“, sprach er leise zu sich selbst und reihte sich in den Trupp der Männer ein. Keuchend, stolpernd und orientierungslos schleppten sie sich weiter voran.

Plötzlich erklang der monotone Rhythmus einer fernen Trommel. Ihr langsamer Takt und die dumpfen Töne drangen tief in Kothars Knochen. Sofort brüllte der Heerführer eifrige Kommandos und ein jeder griff zu seinen Waffen. Das war nicht der Ruf einer ominösen Fantasiegestalt, das war der unverkennbare Klang einer Kriegstrommel. Die Krell selbst hatten sie unzählige Male geschlagen, um ihre Einheiten im Getümmel einer Schlacht zu führen. Ein jeder begriff sofort, was sie nun erwartete, aber niemand wusste, aus welcher Richtung der Angriff erfolgen würde. Alle verharrten auf ihren Positionen und blickten nervös umher. Blind starrten ihre Augen ins formlose Nichts.

Ein Aufschrei ließ alle zusammenzucken, als einer der Männer zwischen den Nebelschwaden einen kahlen Schädel erblickte. Nur kurz war er als unscheinbare Silhouette mit spitzen Hörnern zu erkennen, bevor er mit der nächsten Woge auch schon wieder verschwand. „Bei allen Göttern“, murmelte ein Krieger an seiner Seite. „Die Erzählungen sind wahr.“ Schnell schäumte die allgemeine Unruhe zu einer Panik auf, als zwei weitere Schädel unweit des ersten zum Vorschein kamen. Ein

jeder raunte dem anderen nun zu: „Die Bestien. Sie sind gekommen.“ „Es ist der Wald.“ „Verflucht sind wir.“ „Die Siedler sprachen das wahre Wort.“ „Man mahnte uns der Futha.“

„Beruhigt euch!“, zischte nun auch Kothar. „Töricht sind die Narren, die diesen alten Geschichten noch immer Glauben schenken. Was ihr da Futha nennt, ist nur wildes Getier ohne Verstand. Das Metall unserer Schwerter wird sie lehren, welchen Platz sie unter uns haben.“

Doch Kothar glaubte selbst kaum mehr an seine Worte. Das war kein animalisches Verhalten wilder Kreaturen – das war eine durchdachte Falle, und sie saßen mittendrin.

Der Rhythmus der Trommel wurde schneller. Zu allen Seiten erschienen nun immer mehr schemenhafte Gestalten, groteske Fragmente oder übergroße Schatten, die sofort wieder im Nebel verschwanden. Langsam, aber stetig bewegten sich seine Männer den Hang wieder hinunter, und Kothar wurde das Gefühl nicht los, dass sie in eine weitere Falle getrieben wurden.

„Halt!“, schrie er aus Leibeskräften. „Keinen Schritt weiter!“

Kothars Gedanken rasten. Er wollte nicht wahrhaben, was um ihn herum geschah. Immer wieder sah er groteske Schädel, die zu keinem der ihm bekannten Tiere passen wollten. Sie waren riesig und zudem schneller, als das Auge sie erfassen konnte. Widerwillig stellte er seinen eigenen Verstand infrage. Die Mär von den Dämonen im Verbotenen Wald war doch nur ein Hirngespinnst der hiesigen Siedler. Eigensinnige Folklore aus unbedeutenden Liedern mit wilden Geschichten für ein einfaches Volk. Doch Kothar musste schnell lernen, die Realität zu akzeptieren. Hier ging es nicht um falschen Stolz, sondern um sein Leben. Lieber wollte er wehrhaft mit dem Schwert in der Hand sterben, als sich dieser Realität weiterhin zu verweigern.

Kothar schluckte seine Angst herunter und rief mit langem Atem: „So stellen wir uns diesen Bestien! Zusammen als Krieger und füreinander wie Brüder. Wir weichen nicht!“

„Wir weichen nicht!“, wiederholte der Heerführer lautstark.

Ob aus Ehrfurcht oder mit dem letzten Mut der Verzweiflung: Die Männer folgten dem Befehl und bezogen Stellung. Sie rotteten sich

zusammen, suchten Schutz hinter umgestürzten Bäumen oder verschanzten sich in der umliegenden Vegetation. Selbst den Sklaven reichte man Klingen, nachdem man sie von ihren Fesseln befreit hatte. Doch diese weigerten sich beharrlich, die Waffen auch nur anzunehmen, und warfen sich stattdessen mit ausgestreckten Armen zu Boden.

Die Trommel wurde schneller geschlagen und die tanzenden Schatten kamen immer näher. Bald verschmolzen die einzelnen Schläge zu einem einzigen Ton. Ein tiefes Brummen hallte nun durch den Wald, als würden riesige Insekten sie umkreisen.

Es war ohrenbetäubend wie ein endloser Donnerschlag.

Und plötzlich wurde es still. Kein einziger Laut war mehr zu hören, als hätte die Welt aufgehört zu atmen.

Das Einzige, was Kothar noch vernahm, war das Schlagen seines eigenen Herzens. Dazu schoss ihm das Blut heiß durch die Adern und der Schweiß rann ihm aus allen Poren. Er umklammerte den Griff seines Schwertes noch fester und spähte panisch umher. Immer schneller drehte er sich dabei um die eigene Achse und suchte nach verräterischen Zeichen im Nebel. Auch seine Männer waren bis zum Zerreißen gespannt. Keiner wusste, was sich hinter den weißen Wänden verbarg oder ob eine der Kreaturen bereits seine Klauen nach ihnen ausgestreckt hatte. Viele schienen wie gelähmt oder zu Stein erstarrt. Andere wiederum stachen nervös ihre Klingen in jede neblige Woge oder schrien ihre Verzweiflung dem Unbekannten entgegen. Es wurde gebetet, geflucht und hitzig diskutiert, woraufhin der Heerführer zu Ruhe mahnte.

Als schließlich das dumpfe Dröhnen eines Horns ertönte, brach das Gewitter über sie herein. In wenigen Augenblicken dezimierte eine unbekannte Macht die stolze Gefolgschaft, Mann um Mann. Aus dem Nichts durchbohrten lange Wurfspieere die Krieger. Schwere Felsbrocken rollten unkontrolliert den Hang hinab und ließen viele Knochen hörbar knacken. Vor Kothars Augen wurden zappelnde Körper in die Höhe gezogen und verschwanden spurlos im Geäst. Fellbedeckte Kreaturen schossen blitzschnell aus dem Schleier und rissen tiefe Wunden in ungeschütztes Fleisch. Selbst der Boden unter ihren Füßen verwandelte

sich an vielen Stellen in dornige Gruben und zwang in diesem Augenblick sogar den erfahrenen Heerführer in die blutenden Knie.

Auch Kothar blieb nicht verschont: Plötzlich tauchte ein gehörntes Reittier direkt vor ihm auf. Die schwarze Bestie auf dessen Rücken zog die Zügel herum, sodass das Tier in einer Drehung wendete und seine gewaltigen Hinterläufe gegen Kothars Brustkorb krachen ließ. Der junge Krieger hatte keine Chance, den Tritt abzuwehren. Wie von einem Donnerschlag getroffen, wurde er von den Beinen gerissen und flog in hohem Bogen den Hang hinunter. Der Schock ließ ihn für einen kurzen Moment alles vergessen. Erst als er mit dem Rücken hart auf dem Boden aufschlug, brach eine Welle des Schmerzes über ihn herein. Doch bevor er auch nur einen Muskel wieder bewegen konnte, rutschte und rollte sein Körper weiter den Hang hinunter. Bei wilden Überschlägen verlor er nicht nur Schwert und Helm, sondern bald auch das Bewusstsein.

Dunkelheit umgab ihn.

Doch das Feuer in seiner Brust ließ ihn schnell wieder zu sich kommen. Ein brennender Schmerz bohrte sich tief in seine Rippen, genau an der Stelle, an der das Untier ihn getroffen hatte. Kothar schlug die Augen auf und starrte ungläubig auf Laub und Dreck. Er wollte sich auf die Seite drehen, merkte aber sofort, dass sein linker Arm ihm den Gehorsam verweigerte. Schlaff und verdreht hing dieser in einer seltsamen Stellung von seiner Schulter herab. Er kannte diese Art von Verletzung. Nicht selten ereilte sie einen der Männer im harten Training des Heeres oder im waffenlosen Wettstreit des Ringens. An Kämpfen war jetzt nicht mehr zu denken. Wenn er nicht bald einen Heiler fand, der ihm den Arm wieder einrenkte, würde er womöglich für den Rest seines Lebens beeinträchtigt bleiben. Doch das schien nicht sein einziges Problem zu sein. Mit der freien Hand betastete er die schmerzende Stelle an seiner Brust. Dunkles Blut sickerte dort aus den Lederriemen seiner Rüstung und das Atmen fiel ihm plötzlich schwer. Möglicherweise waren ein paar seiner Rippen gebrochen und drückten bedrohlich nach innen. Solange er jedoch kein Blut aushustete, war es für ihn noch nicht zu spät.

Mit aller Kraft blinzelte Kothar den Hügel hinauf, in der Hoffnung, dort Hilfe zu finden. Doch alles, was er sah, war die Wand aus weißem

Nebel, die weiterhin alles in sich verbarg. Nur vereinzelt drangen schmerzerfüllte Schreie zu ihm herunter und kündeten weiterhin von der andauernden Schlacht. Für Kothar war dies jedoch kein Kampf mehr, sondern vielmehr eine gezielte Hinrichtung. Er wusste, dass sich an der Stelle, an der er eben noch mit seinen Männern gestanden hatte, sich nun ihr warmes Blut auf kalten Stein ergoss.

Es dauerte nicht lange, da traten zwei seiner Männer aus dem Schleier hervor. Sie schienen fliehen zu wollen und rannten den Hügel in seine Richtung hinunter. Kothar konnte es ihnen nicht verdenken. Doch noch bevor er ihnen etwas zurufen konnte, versank der erste bereits in einer weiteren Grube und der zweite ging mit einem Speer im Rücken unweit zu Boden.

Nun betete auch Kothar zu Hel, der Göttin der Totenwelt: Möge sie sich seinen Männern erbarmen und sie von ihren Leid erlösen.

Für ihn gab es jedoch noch eine Chance. Trotz der Schmerzen in seinem Körper sammelte er all seine Kraft und kam wieder halbwegs auf die Beine. Keuchend und mit Feuer in den Lungen schlich er davon, blickte aber nach wenigen Schritten noch einmal zurück. Im fernen Nebelschleier erkannte er noch immer die dunklen Schatten, die nach und nach die Schreie seiner Männer verstummen ließen. Die einkehrende Stille kam ihm wie eine Erlösung vor.

Doch so plötzlich, wie das Grauen über den Wald hereingebrochen war, so schnell fand die Natur zu ihrem Gleichgewicht zurück. Zunächst war es nur das Rascheln der Blätter, das er wieder wahrnahm. Es kam von den Wipfeln der Bäume, als der Wind in einer lauen Brise durch sie strich. Schnell vertrieb er den Nebel am Boden und gab dem Wald sein ursprüngliches Antlitz zurück. Die Vögel begannen wieder in den Zweigen zu singen und die Insekten summten erneut in den Gräsern umher. Auch die Sonne trat wieder aus dem Blätterdach hervor, vertrieb die letzten dunklen Schatten und durchflutete den Hain mit goldenem Licht.

Kothar wusste nicht, wie lange er einfach nur dastand und die eigensinnige Rückverwandlung betrachtete. Der Wald erwachte wieder zum Leben und schien von Neuem zu atmen. Die Schrecken, die er eben

noch erlebt hatte, spotteten dieser friedvollen Kulisse, die nun mit aller Macht versuchte, seine Sinne zu umschmeicheln. Die Götter mussten ihn in diesem Wald wahrhaftig verlassen haben.

Doch Kothar kam schneller wieder zur Besinnung, als ihm lieb war. Gerade hatte sich am oberen Hang ein weiterer Nebelfetzen verzogen und einen der mörderischen Dämonen ins Tageslicht treten lassen. Dieser war jedoch um einiges kleiner als all die anderen, die er bisher erspähen konnte. Anstelle eines schwarzen Fells besaß dieses Wesen eine Haut aus Blättern und Zweigen, die es wie einen Mantel umhüllte und mit dem Boden regelrecht verschmelzen ließ. Auch hatte dieses Wesen keinen gehörnten Schädel, sondern lediglich ein hölzernes Gesicht. Bei näherem Hinsehen konnte Kothar weder Nase noch Mund erkennen, sondern nur zwei große, runde Augenhöhlen, die ihn kalt anstarrten. Kothar wurde heiß und kalt zugleich. So etwas hatte er noch nie gesehen. Und doch kam ihm die Warnung der hiesigen Siedler wieder in den Sinn: „Hütet euch vor dem Wald! Er lebt und schickt seine Boten.“

Genau das sah Kothar: einen Boten des Waldes, gesandt von den Urgöttern selbst. Er war gekommen, um nun auch über sein Schicksal zu richten. In diesem Wald gab es kein Mitleid für ihn, keine Gnade, kein Erbarmen. Doch Kothar wollte dieses Los für sich nicht akzeptieren. Er schluckte seine Angst hinunter und trat vorsichtig ein paar Schritte zurück.

Langsam setzte sich auch der kleine Walddämon in Bewegung. In geschwungenen Bahnen lief er den Hang hinunter, direkt auf Kothar zu. Dabei schien er förmlich über den Boden zu schweben. Nur sein langer Umhang streifte sanft über das hohe Gras und ließ die Blätter rascheln, als flüsterten sie ihm geheime Worte zu.

Kothar blieb keine Zeit, dieses seltsame Schauspiel länger zu bewundern. Zwischen ihm und dem Wesen waren es kaum mehr als hundert Schritte. Er mobilisierte seine letzten Kräfte und rannte los. Doch seine Flucht glich eher einem holprigen Schleppen, denn jeder Schritt war eine Qual. Sein Brustkorb brannte, die Beine zitterten und der verdrehte Arm musste beim Laufen zusätzlich gestützt werden. Die Schmerzen und der zunehmende Schwindel zwangen ihn fast in die Knie,

doch er biss die Zähne zusammen, kämpfte sich immer wieder hoch und schritt unermüdlich voran. Mit jedem Atemzug flehte er, noch ein Stück weiterzukommen. Raus aus diesem verfluchten Wald, raus aus diesem verfluchten Albtraum! Einen erneuten Blick zurück wagte er nicht.

Nach einer halben Ewigkeit erreichte er völlig erschöpft das steinige Flussufer, an dem sie heute Morgen noch mit den Booten an Land gegangen waren. Der Fluss hatte hier eine breite Schneise in den Wald geschlagen und viel Sand, Geröll und Steine zu einer ebenen Fläche angeschwemmt, auf der lediglich ein paar vereinzelte Gräser wuchsen. Von hier aus musste er nur noch dem Flusslauf folgen, um endlich in Sicherheit zu sein.

Er blinzelte der Sonne entgegen und konnte in der Ferne bereits die schattenhaften Umrisse der mächtigen Boote erkennen. Die massiven Holzkonstruktionen mit den breiten Rümpfen und den vielen Rudern wirkten wie eine Erlösung auf Kothar. Zum ersten Mal wagte er, seine Schritte zu verlangsamen und einen Blick nach hinten zu werfen. Zu seiner großen Erleichterung war die Kreatur nicht mehr zu sehen. Kothar atmete erleichtert auf, woraufhin seine geschundene Brust sofort wieder zu schmerzen begann. Doch er war sich sicher, dass der Dämon aus Blättern und Rinde ihm nicht in dieses offene Gelände folgen würde, denn hier gab es keine Stelle mehr, an der er sich hätte verstecken können. Hier gab es keinen tückischen Nebel, keine versteckten Gruben und keine rollenden Felsen. Hier gab es nur den offenen Kampf von Angesicht zu Angesicht. Wo auch immer die Kreatur sich jetzt verstecken mochte, sie würde ihn bestimmt aus dem Wald heraus beobachten. Übermütig griff er nach der einzigen Waffe, die er noch bei sich trug: den verhassten Dolch des Fürsten. Als er ihn in der Hand hielt und vor sich streckte, kamen ihm die ebenso verhassten Worte wieder in den Sinn: „Wisse, wo dein Platz ist!“ Wie einen Fluch brüllte er sie mit krächzender Stimme dem Waldrand entgegen und spornte sich damit zu einem letzten Kraftakt an. Er würde allen Kreaturen des Waldes zeigen, wozu ein verzweifelter Mensch mit geschliffenem Metall fähig war.

Schnell wandte er sich wieder den Booten zu und eilte weiter. Er wusste, dass sein Zustand mehr als bedenklich war. Sein Arm hing noch

immer schmerzhaft an ihm herunter und aus seiner Brust sickerte unaufhaltsam Blut durch die deformierte Rüstung. In dicken Tropfen fiel der rote Lebenssaft zu Boden, wo er in bizarren Mustern zerplatzte. Erst jetzt erkannte er, wie schlecht es wirklich um ihn stand. Vor Erschöpfung trübte sich sein Blick, und die Ränder seines Sichtfelds wurden immer dunkler. Kothar spürte, dass er kurz vor einer Ohnmacht stand, aus der er nicht mehr erwachen würde. Nur noch wenige Schritte trennten ihn von den rettenden Booten. Er musste nur aufspringen, die Seile kappen und den Rest vorerst der Strömung überlassen. An Bord hätte er dann genug Zeit, um sich auszuruhen und seine Wunden zu versorgen.

Doch es kam anders. Kaum hatte er sich über an Bord gehoben, schälte sich vor ihm eine dunkle Silhouette aus dem beschatteten Rumpf, die kaum größer war als ein Kind. Kothar musste zweimal hinschauen, doch die Konturen blieben unverwechselbar und auch das Rascheln der Blätter war wieder zu hören. Da traf es ihn wie ein Blitz: Der kleine Dämon hatte sich nicht hinter ihm im Wald versteckt – er war längst vor ihm bei den Booten angekommen.

Reflexartig richtete er seinen Dolch auf das Wesen, doch da war es bereits zu spät. Das kurze Surren einer Steinschleuder ertönte, gefolgt von einem harten Schlag gegen seine Knöchel, und schon fiel die Klinge aus seiner Hand zu Boden. Mit einem dumpfen Poltern rollte seine letzte Verteidigung über das Deck und blieb zu allem Überfluss auch noch direkt vor dem unheimlichen Gast liegen.

Kothar sank auf die Knie. Unter diesen Umständen hatte er keine Chance. Er war am Ende seiner Kräfte und konnte sich nicht einmal mehr aufrichten. Langsam dämmerte es ihm: Das Waldwesen mit dem hölzernen Gesicht hatte nur mit ihm gespielt. Es wollte, dass er sich bis zuletzt verausgabte, um ihm dann den Todesstoß zu versetzen. Wie zur Bestätigung hob der Dämon den Dolch vom Boden auf und schwenkte ihn neugierig hin und her. Seine leeren Augenhöhlen musterten die kunstvoll verzierte Waffe intensiv. So etwas hatte es wohl noch nie gesehen. Der Glanz der bronzenen Klinge, die vielen Gravuren in der Hohlkehle, die vergoldeten Elemente am Griff: Das war wahrlich der prunkvolle Dolch eines hochgeborenen Krells.

Doch im Angesicht des Todes waren sein Titel, sein stolzes Geschlecht und seine Würde bedeutungslos. All die Taten seiner ruhmreichen Vergangenheit schienen ihm unendlich fern und es blieb ihm nichts anderes übrig, als das bittere Ende zu akzeptieren. Er kannte diese Situation nur zu gut, auch wenn er bisher immer auf der anderen Seite des Schicksals gestanden hatte. Wie oft hatte er schon mit ansehen müssen, wie gestandene Männer und Frauen vor ihm auf die Knie fielen und mit erschrockenen Gesichtern, verzweifelten Blicken und einem Wimmern in der Stimme um Gnade flehten. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich um stolze Krieger, erhabene Fürsten oder das einfache Gesinde aus den Siedlungen handelte. Die Krieger der Krell schickten einen jeden erbarmungslos und mit gleichgültiger Kälte vor die Tore ihrer Ahnen. Ihr Leben war für sein Gefolge immer bedeutungslos gewesen – so wie auch sein eigenes Leben für diesen dämonischen Albtraum keine Bedeutung hatte. Auch dieses Wesen folgte sicherlich nur einem direkten Befehl oder einer zweifelhaften Bestimmung und würde ihn, ohne zu zögern mit seiner eigenen Waffe töten. Das Schicksal schien es so zu wollen. Dem Dolch des Fürsten würde er nicht entkommen.

Kothars Entschluss stand fest. Er würde nicht flehen, nicht jammern und nicht betteln. Er würde den Tod willkommen heißen – hier und jetzt. Mit seiner unverletzten Hand griff er nach seiner Rüstung und löste die Riemen. Das weiche Leder glitt wie eine zweite Haut von seinem Körper und fiel dumpf zu Boden. Von der Last befreit, konnte er endlich wieder besser atmen. Gierig sog er die wohltuende Luft in sich ein und genoss jeden dieser letzten Atemzüge. Dann riss er sich auch noch das blutdurchtränkte Hemd vom Leib und warf es in Fetzen neben sich. Die offene Wunde, die das Untier ihm mit einem Tritt zugefügt hatte, lag nun frei. Noch immer rann ein dicker Streifen roten Lebens über seine schweißnasse Haut. Die Kreatur hatte nun leichtes Spiel, ihm an jeder Stelle seines entblößten Oberkörpers ein schnelles Ende zu setzen. Möge es ihm wenigstens diese Gnade erweisen. Er richtete sich ein letztes Mal auf und schloss die Augen.

Aber nein, er wollte nicht wegsehen. Er wollte diese Welt mit Stolz und Würde verlassen. Also öffnete er die Augen wieder und breitete die

Arme zu einer einladenden Geste aus. Gerade noch konnte Kothar sehen, wie der kleine Dämon mit einer schnellen Bewegung auf ihn zustürzte. Ein kurzes Aufblitzen der Klinge, und dann war nichts mehr. Keine Schmerzen, keine Gefühle, keine Gegenwehr. Nur der erlösende Moment, als die Bronze mühelos in sein Fleisch drang.

- KAPITEL 3 -

BÜRDE

Der Rückweg von den Booten erschien Arwa wie ein Traum. Ihre Füße trugen sie sicher vorwärts, doch in ihrem Kopf jagten die Gedanken wie ein Schwarm Honigsammler umher. Keiner von ihnen ließ sich greifen, sei es aus Erschöpfung oder aus Furcht vor dem schmerzhaften Stich. In ihrer Rechten hielt sie den fremdartigen Dolch fest umklammert, und die hölzerne Maske ruhte wieder verborgen unter dem zurückgeschlagenen Grasumhang. Es schien, als würden schwere Steine an ihren Gliedern zerren und sie zur Umkehr bewegen wollen.

So taumelte sie schlaftrunken den ganzen Weg zurück bis zu der Stelle, an der die fremden Männer soeben noch ihr unrühmliches Ende gefunden hatten. Der dichte Nebel hatte sich bereits gelichtet und ließ den Wald wieder in seiner natürlichen Gestalt erstrahlen. Nur vereinzelt zogen noch ein paar Schwaden zwischen den Stämmen umher oder tanzten durch das Geäst, als suchten sie einander wie verirrte Geschwister. Doch auch diese verblassten rasch im Licht der zurückkehrenden Sonne, deren Strahlen immer intensiver durch die Baumkronen brachen. Ihr heller Schein durchflutete allmählich jeden Winkel des Waldes und zeigte schonungslos die Folgen des blutigen Kampfes.

Der gesamte Hain glich nun vielmehr einem Totenacker als einem Hort des Lebens. Wo sie auch hinsah, lagen oder hingen überall leblose Körper, aus deren unzähligen Wunden sich rote Rinnsale zu dunklen Pfützen ergossen. Selbst das Gras um sie herum war mit so viel Rot besprenkelt, als hätte es den kostbaren Lebenssaft soeben erst von den Bäumen geregnet.

Der bittersüße Geruch von frischem Blut lag schwer in der Luft. Arwa wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis er die ersten Rudel Graunacken anlocken und in einen hemmungslosen Fressrausch verfallen lassen würde.

Unbeirrt ging ihr Volk daher bereits einer neuen Aufgabe nach. Schweigend schnitten die Wächter erschlafte Körper von den Bäumen, zogen blutige Kadaver aus den Gruben oder entfernten lange Speere aus klaffenden Wunden. Sie hatten alle ihre Masken und Felle abgelegt und offenbarten nun ihre wahre menschliche Gestalt. Ihre dunklen Leiber schwitzten und ihre Kehlen keuchten, während sie Körper um Körper zu einem freien Platz trugen, auf dem sie alles zu einem bizarren Haufen leblosen Fleisches aufschichteten. Jedes noch so kleine Stück der fremden Krieger wurde zusammengetragen, denn es galt, den gesamten Wald so schnell wie möglich von ihren Taten zu bereinigen, bevor sich ihre verdorbenen Körper mit der Erde vereinen konnten.

All dies taten sie mit Hingabe und Demut. Kein triumphaler Gesang wurde angestimmt, kein Jubel war zu hören - nicht einmal ein Lächeln lag auf ihren Lippen, wie es die Menschen fern der Wälder nach einem Sieg taten. Aber das entsprach auch nicht der Natur eines Futha. Ihr Volk strebte weder nach Ruhm noch nach Macht, sondern trug nur eine Aufgabe im Herzen: Schütze den Wald! Und das allein war ihnen Ehre und Bestimmung zugleich. Jeder, ob jung oder alt, Mann oder Frau, erfüllte diese Pflicht, auch wenn es ihnen mitunter einen hohen Tribut abverlangte.

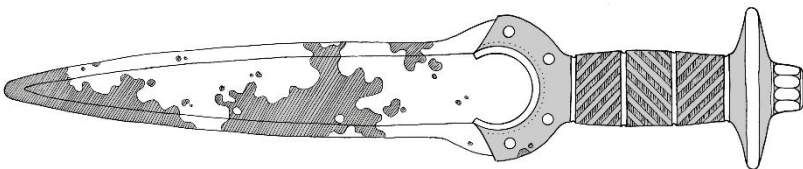
Abseits der Wege saßen einige Wächter, die den Preis dafür nur allzu gut kannten. Sie rieben sich dunkle Prellungen, schienten sich die gebrochenen Glieder oder spuckten zerkaute Kräuter in tiefe Wunden, deren Narben sie wohl noch ein Leben lang begleiten würden.

Schlaftrunken blickte Arwa zu ihnen herüber. Es waren ruhmlose Narben eines weiteren unbesungenen Kampfes. Wie viele davon hatte sie schon am Körper ihres eigenen Vaters gezählt? Sie konnte die immerwährende Sorge ihrer Mutter gut verstehen, denn mit jedem Jahr kamen neue Wundmale hinzu, über die er noch nie ein einziges Wort verlor. Nach dem, was Arwa heute erlebt hatte, konnte sie die Gründe dafür nur allzu gut verstehen. Kein Spross und kein Weib sollten je diese Bürde der Grausamkeit teilen, wo der Tod zum ewigen Begleiter wurde. Doch heute würde auch Arwa ihre erste Narbe im Herzen tragen, die wie ein dunkler Schatten auf ihr lastete.

Wie zur Erinnerung an ihre Tat, bemerkte sie mitten im Wald zwei Wächter, die noch immer ihre Fellumhänge trugen und sich über einen der gefallenen Krieger beugten. Ihre tierischen Verkleidungen ließen sie wie wilde Tiere erscheinen, die ihrer Beute das Fleisch von den Knochen rissen. Blut klebte in großen Flecken auf den samtene Fellen, als wären es feurige Brandmale auf dem reinen Tuch einer längst verlorenen Unschuld. All das Erhabene ihrer Brüder und Schwestern schien in Arwa unwillkürlich zu verblassen. Diese Grausamkeit kannte sie bisher nur aus den ausgeschmückten Erzählungen bei rituellen Festen oder aus den mahnenden Worten der Alten am Feuer. Doch blieb sie stets ein abstraktes Bild oder eine formlose Fantasie, die nur in ihrem Kopf zu existieren schien.

Bis man es selbst erlebt, dachte Arwa bei sich. Bis man ein Teil davon wird.

All die neuen Eindrücke und Empfindungen betäubten ihren Verstand und höhlten sie immer weiter aus. Arwa sah das ganze blutige Grauen um sich herum und blickte noch einmal auf den Dolch in ihrer Hand. Wie zum Hohn klebte auch an ihm das Blut ihres eigenen Opfers. Je länger sie auf die fremde Klinge starrte, desto klarer wurde ihr, was sie selbst getan hatte. Die schleichende Erkenntnis ließ sie erschauern, und nur durch energisches Kopfschütteln konnte sie sich aus dem Strudel der Gedanken reißen. Sie musste doch nur noch diesen letzten Beweis vorzeigen, dann wäre ihre Prüfung endlich vorüber und alles wieder im Gleichgewicht.



Mit dieser Gewissheit ging sie schließlich weiter und sah sich suchend um. Als sie ihren Vater endlich erblickte, versuchte sie, die letzten verwirrenden Gefühle wie eine schmutzige Decke von sich zu werfen. Sie war noch immer eine Futha. Stolz wie der Wind, stark wie der Fluss und beständig wie der Wald. Sie hatte ihren Auftrag erfüllt, und für alles andere würde es sicher eine rationale Erklärung geben. Dessen war sie sich sicher.

Sie mahnte sich zur Konzentration und ging mit erhobenem Haupt auf ihren Mentor zu. Zusammen mit Turu, dem ältesten Wächter ihrer Sippe, hockte Ruik neben einem der gefallenen Fremden, der ausgestreckt im Gras lag. Als Arwa nähertrat, konnte sie deutlich erkennen, wie der eben noch Totgegläubte schmerzhaft zusammenzuckte. Es war ein Mann, wie Arwa ihn noch nie in ihrem Leben gesehen hatte. Er unterschied sich deutlich von den anderen gefallenen Kriegern, denn er besaß weder eine Rüstung noch Waffen. Das Wenige, das er am Leib trug, wirkte schäbig, abgetragen und schmutzig. Das Erstaunlichste war jedoch seine kleine Statur. Er glich in Größe und Wuchs eher einem Kind als einem erwachsenen Mann. Doch sein grauer Bart und seine faltige Haut ließen keinen Zweifel an seinem wahren Alter. Zudem war sein gedrungener Körper mit zahlreichen Narben übersät, die nichts mit dem eben erlebten Kampf zu tun hatten. In seinen dunklen Augen leuchtete eine unendliche Weisheit, wie sie nur den Erfahrensten eines ganzen Stammes eigen ist. Ohne Zweifel: Dieser Mann war älter als die Bäume selbst, zwischen denen er nun sein Ende fand.

Respektvoll trat Arwa ein paar Schritte zurück und lauschte den Worten ihres Vaters, die er gerade an den Fremden richtete. „Mann der Berge, Bruder des freien Volkes, wisse um die Gunst der Futha.“ Doch statt eine Antwort zu geben, starrte ihn der kleine Mann nur mit seinen dunklen Augen an. In seinem Blick lag weder Wut noch Furcht, sondern vielmehr tiefes Bedauern, als wüsste er, dass er einen unverzeihlichen Fehler begangen hatte.

„Ihr wisst, welches Schicksal euch in diesem Wald erwartet?“, fuhr ihr Vater leise fort. „Warum hat man euch hergeführt?“

Als der Fremde zu einer Antwort ansetzte, kam jedoch nur ein Schwall Blut aus seinem Mund, der sich unkontrolliert in seinen Bart ergoss. Erst jetzt erkannte Arwa die tiefe Wunde in seiner Brust. Ruik legte behutsam seine Hand darauf und ließ den Sterbenden zur Ruhe kommen. Sichtlich wissend um seine letzten Atemzüge, sank der Mann in sich zusammen und schloss für einen Moment die Augen. Dann hob er mit großer Anstrengung einen seiner Arme und legte etwas in die Hände ihres Vaters. Es war ein kleiner, rötlicher Stein, der an verschiedenen Stellen seltsam glitzerte, als wäre seine Oberfläche mit Morgentau überzogen.

„Das ist Rotfels“, murmelte Turu. „Den findet man hier an vielen Stellen im Schoß der Erde.“

Ihr Vater runzelte nachdenklich die Stirn und wandte sich wieder an den Fremden: „Ihr seid hier, um diese Steine für das Steppenvolk aufzuspüren? Was bezwecken sie damit?“

Mit letzter Kraft hob der kleine Mann noch einmal den Arm und wies mit zitternder Hand auf Arwa. Die Blicke der beiden Männer folgten seiner Geste. Überrascht und fragend starrten sie Arwa an, die ebenso überrascht und fragend zurückblickte.

Der jungen Futha stockte der Atem. Was wollte dieser Fremde von ihr?

„Der Dolch, Ruik!“, rief Turu aufgewühlt. „Er meint den fremden Dolch in der Hand deiner Tochter.“

Erschrocken sah Arwa noch einmal auf die blutbefleckte Klinge, die sie immer noch fest umklammert hielt. Einen Sinn ergab dies für sie jedoch nicht.

Ihr Vater schien den Hinweis jedoch verstanden zu haben, denn er wandte sich daraufhin dem Fremden wieder zu und nickte andächtig. „Du wurdest erhört. Dein Leiden soll hier ein Ende finden.“

Mit diesen Worten griff er an seinen Gürtel und zog eines seiner scharfen Steinmesser hervor. Der Fremde nickte ihm noch einmal zu, dann setzte Ruik ihm die dunkle Schneide an die Kehle. Zu Arwas Überraschung streckte der Fremde sogar noch den Kopf in den Nacken, um die empfindliche Haut unter seinem struppigen Bart weiter zu

entblößen. Mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen schloss der kleine Mann die Augen und atmete ein letztes Mal tief ein, wohl wissend, dass er seinen Frieden mit den Futha gefunden hatte. „Wir danken dir, Mann der Berge“, flüsterte ihr Vater, und der alte Turu ergänzte ebenso leise: „Behütet seien die freien Völker.“

Mit einer schnellen Handbewegung öffnete Ruik ihm die Kehle, und der Fremde fiel augenblicklich in den ewigen Schlaf.

Nach einer Weile standen die beiden Männer auf und wandten sich einander zu. „Möge er und die Seinen hier bei uns Ruhe finden“, sprach ihr Vater tonlos. Doch Arwa erkannte auch das tiefe Bedauern in seinen Augen.

„Ich werde mich angemessen darum kümmern“, erwiderte sein alter Gefährte. „Wie wir sollen sie der Erde beiwohnen.“ Sofort winkte Turu zwei Wächter herbei, die den Leichnam behutsam wegtrugen.

Ruik wandte sich ab und kam mit besorgter Miene auf Arwa zu. Sein Interesse galt jedoch nicht der angedeuteten Klinge, sondern etwas anderem. „Konntest du deine Prüfung beenden?“

„Ich habe ... getan, was du mir aufgetragen hast“, brachte Arwa nur schwer hervor. Ihre Stimme klang dabei brüchiger, als sie wollte.

Sein Blick fixierte sie prüfend, und Arwa wurde heiß und kalt zugleich.

„Berichte mir von der Schlacht!“

Die junge Jägerin sammelte ihre Gedanken, die im Begriff waren, sich in alle Winde zu zerstreuen. Sie straffte sich und schluckte die aufkeimende Nervosität hinunter. „Ich hielt mich wie angewiesen in den Baumkronen versteckt und beobachtete alles aus sicherer Höhe. In den Gruben wurde klammes Laub entzündet. Der Rauch zog den Hang hinunter und nahm dem Eindringling schnell die Sicht. Dann wurde die Trommel geschlagen. Ihr Rhythmus dirigierte die Wächter. Hohe Pfähle wurden aufgerichtet. Sie waren mit alten Tüchern und Tierschädeln behangen. Im Nebel wirkten sie für die Fremden wie Trugbilder und verbargen sowohl die Position als auch die wahre Anzahl der Wächter. Die Fremden waren in starker Überzahl. Als sich jedoch der Kreis der Täuschung enger zog, gerieten sie schnell in Panik.“

„Was hast du gelernt?“

„Angst ist eine Waffe.“

„Angst ist unsere Verbündete“, korrigierte Ruik seine Tochter dezent. „Sie untergräbt den Verstand unserer Feinde, raubt ihnen den Willen zum Kampf und lässt sie irrational handeln. Sie verschafft uns somit einen Ausgleich, wo wir sonst an Stärke unterlegen wären.“

Arwa ließ die Worte auf sich wirken und nickte schließlich anerkennend. Wieder einmal wurde ihr bewusst, wie geschickt sich ihr kleines Volk seit Generationen in diesen riesigen Wäldern zu behaupten wusste. Sie bedienten sich nicht nur des Wissens um die Landschaft oder nutzten die Vegetation zu ihrem Vorteil, vielmehr verstanden sie es auch, in die Köpfe ihrer Feinde einzudringen. Angst war ihre erste Verteidigungslinie, ein Bollwerk des Geistes. Zu diesem Zweck schürten die Futha seit vielen Wintern die Mär von dämonischen Bestien und Gestaltwandlern, die in diesen Wäldern ihr Unwesen trieben. Auch die Felle, Schädel und Masken der Wächter trugen zu diesem Mythos bei und sicherten somit das Überleben aller.

„Fahre fort, Tochter“, forderte Ruik sie auf.

„Als ihre Aufstellung zusammenbrach, wurden sie weit in den unteren Wald zurückgedrängt. Dort gab es verborgene Dornengruben und Schlingen in den Bäumen. Auch viele Rundsteine kamen zum Einsatz, die im richtigen Moment den Hang hinuntergerollt wurden.“

„Was hast du gelernt?“

„Die versteckten Fallen arbeiten für die Wächter. Wer ihnen zum Opfer fällt, muss nicht mehr im Kampf bezwungen werden.“

Ihr Vater nickte anerkennend, doch seine Miene blieb ernst. „Eines solltest du wissen, Arwa: Das, was du in den Händen hältst, nennen sie Bronze. Weder unsere schärfsten Steine, noch unsere spitze Knochen oder die härtesten Hölzer können auf Dauer gegen diese Klängen bestehen. So schwitze also lieber bei einer guten Vorbereitung, als in einem Kampf zu bluten.“

Arwa betrachtete den Dolch, der sich in ihrer Hand immer noch falsch anfühlte. Er wog schwer, und die Klinge war länger als alle Knochenmesser, die sie bisher kannte.

„All die Klingen“, fuhr ihr Vater fort, „die nicht von unseren Feinden gezogen werden können, sind gute Klingen.“

Auch das wusste Arwa nur allzu gut. Die Leichtigkeit, mit der der Dolch in das Fleisch des Fremden eingedrungen war, erschrak sie in der Erinnerung fast aufs Neue. Sie war noch in Gedanken, als ihr Vater auf sie zukam und ihr eine Hand auf die Schulter legte. Unweigerlich zuckte sie zusammen, konnte den Blick aber nicht von dem funkelnden Metall abwenden. „Was hat diese seltsame Klinge mit dem Stein zu tun, den der Mann dir gab?“, fragte sie vorsichtig nach. Der Zusammenhang ergab für sie noch immer keinen Sinn.

„Das sind Dinge, die der Verstand unseres Volkes nur schwer begreift. Wir verstehen nur, dass man bestimmte Steine, Feuer und das Wissen der fernen Welt braucht, um eine solche Klinge zu erschaffen.“ Er holte den roten Stein hervor und zeigte ihn seiner Tochter. „Genau dafür benötigen sie wohl Rotfels, den man hier in der Erde zu finden glaubt.“

Arwa schwieg und dachte über die Bedeutung der Worte nach, bevor ihr Vater sie erneut aufforderte, mit der Erzählung fortzufahren. Sie schilderte weitere Details: von plötzlichen Angriffen aus dem Nebel und dem ebenso plötzlichen Abtauchen, von Finten und falschen Fährten, von der Kraft des Einzelnen und der Stärke der Gruppe, von Geduld im Nebel und dem richtigen Moment für den finalen Schlag.

„Welche Lehren ziehst du daraus?“, prüfte ihr Vater sie erneut.

„Am Ende sind sie alle gestorben.“

„Nein, Arwa.“ Ihr Vater schüttelte energisch den Kopf. „Am Ende haben WIR alle überlebt. Das ist das Wichtigste im Kampf der Futha.“

Arwa hatte dem nichts hinzuzufügen. Sie dachte daran, dass heute alle Wächter zu ihren Liebsten zurückkehren würden. Walddämonen und wilde Krieger würden wieder Mütter und Väter werden. Äxte und Keulen würden gegen Nadel und Webgarn getauscht. Blut und Schmerz würden dem Glück des Heims weichen. Und auch sie würde unversehrt zurückkehren, wo eine liebende Mutter und ein stolzer Bruder auf sie warteten. Ein lohnendes Ziel – um jeden Preis.

„Berichte mir von deinem Auftrag“, unterbrach Ruik sie in ihren Gedanken.

„Du hast mir die Zeichen gegeben ... einen der fliehenden Krieger ... zu stellen“, antwortete sie unsicher und umklammerte bei ihren eigenen Worten den Dolch noch fester. Ihr Vater nickte nur und Arwa fuhr fort: „Er floh zurück zu ihren Booten am Ufer des Ouro. Er war bereits verwundet, sodass es mir ein Leichtes war, seiner Fährte zu folgen. Dennoch ließ ich ihn weit laufen, damit seine Kräfte weiter nachließen und ich ... es leichter hätte ... er nicht mehr ... er ...“

Arwa stockte, musste mehrmals schlucken und brach schließlich ab. Ihre Hände begannen zu zittern und die Trockenheit in ihrem Mund schnürte ihr die Kehle zu.

„Was geschah dann, Arwa?“

Sie kniff die Augen zusammen. Ihre Finger verkrampften sich immer mehr um die fremde Waffe, die plötzlich wie Feuer zu glühen schien.

„Er fand sein Ende durch meine Hand.“

„Mit diesem Dolch?“

Arwa öffnete die Augen und sah die ausgestreckte Hand ihres Vaters. Wortlos übergab sie ihm die Waffe und war froh, endlich von dieser Last befreit zu sein. Ruik taxierte den Dolch ausgiebig von allen Seiten. Doch es war nicht die Klinge, die ihn interessierte, sondern die rot glänzende Nässe, die noch immer daran haftete und ihre zweifelhafte Tat bezeugte. Er strich mit dem Daumen darüber, sodass etwas von dem Blut daran haften blieb. Dann verteilte er es langsam zwischen den Fingern und roch daran. Arwa wusste, dass dies der entscheidende Moment ihrer Prüfung war. Gebannt starrte sie ihn an und wagte nicht einmal zu atmen.

Sein Nicken verriet ihr schließlich, dass er die Bestätigung erhalten hatte, die er einzig über ihre Tat wissen musste: Es war das unverwechselbar frische Blut eines Menschen – ein Blutopfer, wie es dem Wald gebührte.

„Hast du den Toten mit Feuer gereinigt?“, prüfte er sie ein letztes Mal.

„Nein ... ich habe den Toten mit einem ihrer Boote den Ouro hinuntergeschickt. Als Warnung für seinesgleichen. Ich blieb noch ... in den Wipfeln ... bis es sicher den Waldrand passierte.“

Ruik schaute seiner Tochter tief in die Augen, als könnte er auf den Grund eines dunklen Sees blicken. Arwa lief es kalt den Rücken hinunter,

und ihr Herz raste, als wollte es aus ihrer Brust springen. Doch sie hielt dem prüfenden Blick stand. Für einen endlosen Augenblick verstummte der Wald um sie herum und alles stand still. In diesem Moment gab es nur sie und die Wahrheit, die ihr Vater in ihrem Innersten suchte.

Ahnte er etwas? Spürte er ihre Unruhe? Ihre Zweifel? Ihre Betroffenheit? Nein, Arwa würde kein einziges Mal blinzeln. Sie war hier, um ihre Prüfung zu vollenden und damit einer Bestimmung zu folgen, die sie, seit sie denken konnte, in ihrem Herzen trug.

Langsam atmete sie ein und beruhigte ihren Körper wieder. Die Geräusche des Waldes kehrten zurück und auch ihr Vater erwachte aus seiner scheinbaren Starre. Er gab ihr den Dolch zurück und sprach mit erhobener Stimme: „Arwa, Tochter des Ruik, Spross der Ran, geboren im Schatten des ewigen Waldes, jüngster Zweig im Geäst der Futha.“ Er machte eine kurze Pause, nur um seine Worte noch mit einem stolzen Lächeln zu schmücken. „Der Wald nimmt dein Blutopfer an. Deine Prüfung ist beendet. Die ehrwürdigen Wächter heißen dich in ihren Reihen willkommen.“

Arwas Muskeln schmolzen wie Honig in der Sonne. Ihre Knie gaben nach, und sie sank mit einem tiefen Seufzer zu Boden. Sie wollte etwas sagen, ihren Dank ausdrücken, den Segen mit einem demütigen Wort erwidern - doch nur ein stummer Schrei hallte durch ihren Kopf. Endlich war sie am Ziel ihrer sehnlichsten Träume angelangt. Alle Anstrengungen und Zweifel der letzten Tage fielen von ihr ab wie die schwere Last nach einer langen Reise. Heißes Glück durchströmte ihren Körper, und pure Freude erwärmte ihren Geist. Erleichtert hob sie den Kopf und blickte in die freudig blauen Augen ihres stolzen Vaters. Er hob seine Stimme zu einer letzten Frage an, die ihr beider Leben für immer verändern sollte: „Bist du bereit, die Bürde unseres Volkes zu tragen?“

Lange Zeit starrte ihr Vater sie einfach nur an. Doch statt einer Antwort hatte sie selbst nur Fragen im Kopf. Ihre Gefühle überwältigten sie und ihre Augen füllten sich mit heißen Tränen, die wie feurige Perlen über ihre Wangen rannen.

„Warum musste es ein Mensch sein?“, begann sie leise zu schluchzen. „Warum musste er als mein Blutopfer sterben?“

Der Blick ihres Vaters schien ihre Qual zu teilen, doch eine Antwort blieb er ihr schuldig.

Beschämt wandte sie sich von ihm ab und betrachtete die grausamen Spuren des vergangenen Kampfes. „Warum mussten all diese Menschen sterben?“

Ruik wirkte weder überrascht noch wütend über ihre Fragen. Vielmehr schien er damit gerechnet zu haben. Er beugte sich zu ihr herunter und nahm sie sanft in die Arme. Arwa hörte an seiner Brust sein starkes Herz schlagen, was sie sofort ein wenig beruhigte und ihr die gewohnte Sicherheit gab.

„Mein Kind“, begann er mit gedämpfter Stimme, „ich spüre deine Verwirrung und den tiefen Schmerz, der deine Tat begleitet. Ich selbst kenne ihn nur zu gut. Deine jungen Augen haben heute vieles gesehen, wofür ich wünschte, es wäre noch Zeit gewesen.“

Sanft nahm er ihren Kopf in beide Hände und richtete ihren Blick auf sich. Schweigend starrten sie sich eine Weile an und Arwa spürte, wie er um die folgenden Worte rang: „Es ist wahr, ich habe heute etwas von dir verlangt, was kein Vater je von seinem Kind verlangen sollte. Wohl aber ein Wächter dieses Stammes. Du kennst unsere Aufgaben und Pflichten. Und du kennst auch die Gefahren jenseits der Bäume, die du deine Heimat nennst.“

Arwa nickte und löste sich aus der väterlichen Zuneigung. „Ich kenne die Geschichte unseres Volkes.“ Ihre Worte schwankten, aber sie rang um eine feste Stimme. „Jeder erzählt sie uns Kindern am nächtlichen Feuer. Von der Zeit nach dem langen Eis, als unsere Vorfahren den Samen des Weltenbaums pflanzten. Wie wir aus seinen Früchten in tausend Wintern diesen Wald erschufen, damit er uns für immer Schutz und Nahrung bietet.“ Arwa schluckte und senkte den Blick. „Ich weiß auch von den vielen Fremden, die aus der Ferne kommen, um uns das Land zu nehmen. Wie sie unsere Bäume fällten, um ihre Häuser und Wälle zu bauen. Man erzählte uns von ihren schrecklichen Taten gegen die Erde und die Tiere, von ihrer Bosheit gegeneinander sowie von dem Neid und der Gier, die in ihrem Wesen wohnen. Und ich kenne die Geschichten von dem Kampf, den wir seither führen, damit unser Volk nicht untergeht.“

„So lehren es uns die Ahnen, vom ersten Spross bis zum letzten Blatt.“

„Es sind Geschichten, Vater. Tief vergraben in den Wurzeln der Vergangenheit.“ Ihre Lippen zitterten, und ihre Stimme bebte. „Und wenn die Welt seitdem eine andere geworden ist?“

Jetzt schien Ruik doch überrascht und ein Funkeln trat in seine Augen. „Arwa, das sind nicht nur Geschichten aus alter Zeit. Es ist das überlieferte Wissen unserer Vorfahren, das Vermächtnis ihres verblühten Lebens. Das Wissen um ihre Vergangenheit soll dich lehren, dich vor Unheil zu schützen, für alle Tage, die noch kommen werden. Ihr uraltes Wissen ist nicht das Bewahren von Asche, sondern das Weitergeben von Feuer.“

„Ich weiß, Vater“, schniefte Arwa und wischte sich die Tränen weg. „Aber sollte ein Futha nicht das Leben aller Kinder der Erdenmutter ehren? Und waren es nicht wir, die heute Tod und Elend über ihr Dasein brachten?“

„Du trauerst um ihre Leben? Ist es das, was dich betrübt?“

Arwa nickte stumm.

Ihr Vater richtete sich auf und sah zu den Wächtern hinüber, die gerade das Feuer unter den aufgestapelten Leichen der Fremden entzündeten. Doch sein Blick schien noch weiter in die Ferne zu schweifen, als würde er ein Bild wahrnehmen, das nur er sehen konnte.

„Es gab eine Zeit, da hatte auch ich diese Zweifel“, seufzte er. „Wie du, Arwa, wollte ich das Gute in der Neuen Welt sehen – die fremden Siedler willkommen heißen. Ich wollte glauben, dass es eine gemeinsame, eine bessere Welt gibt. Aber ich wurde eines Besseren belehrt.“ Wieder schaute er ihr tief in die Augen. „Auch du wirst das eines Tages schmerzlich erkennen. Daher zweifle nicht, mein Kind – die Taten der Wächter dienen einem höheren Zweck, und die Ahnen mahnen uns stets dieser Verantwortung.“

Mit ausgestreckter Hand half Ruik seiner Tochter auf. Als Arwa wieder auf den Beinen war, gab er ihr den rot schimmernden Stein des gefallenen Sonderlings und schloss ihre Hand darum.

Fragend blickte sie zu ihm auf, doch seine Miene blieb ernst. „Ich kann dich mit den besten Absichten nur das lehren, was uns die Ahnen seit

jeher überliefert haben. Aber wenn du in ihren Geschichten keinen Glauben mehr findest, dann zeige den Dolch und den Stein deiner Mutter.“

„Warum?“

„Frage sie nach ihrer Geschichte!“

- KAPITEL 4 -

◊MEN

Das Gefühl für Zeit und Raum zerfloss in Arwa wie warmer Honig. Kein äußerer Eindruck drang in ihr Bewusstsein vor, denn ihre Gedanken klebten ebenso zäh aneinander, während sie auf Krone nach Hause ritt. Ihr Vater hatte sie selbst noch auf den Waldspringer gesetzt, in der Gewissheit, dass er den Weg auch allein finden würde. Arwa war dies nur recht. Ihr Körper war erschöpft und sie konnte sich kaum noch auf dem Rücken des Tieres halten. Im gewohnten Rhythmus nahm Krone seinen Gang wieder auf und wiegte sie unerlässlich hin und her. Das sanfte Schaukeln verstärkte ihren Drang nach Ruhe und Schlaf, sodass sie die Welt um sich herum alsbald vergaß.

Erst als das Tier langsamer wurde und mit einem lauten Röhren auf sich aufmerksam machte, fand Arwa wieder zu sich. Sie standen in der Nähe eines hohen Laubbaums, dessen Stamm mit roten und weißen Mustern verziert war und von dessen Ästen lange, schmale Bänder herabhingen. Ein leichter Wind ließ diese sanft umherwehen, sodass es aussah, als würden riesige Schlangen durch die Lüfte tanzen.

Arwa brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass sie angekommen war. Sie spähte zu den mächtigen Wurzeln des Baumes herüber und hielt nach dem kleinen Zugang Ausschau, der sie tief in eine verborgene Höhle führen würde – ihrem Zuhause.

„Arwa, Arwa!“, hörte sie es auch schon lautstark über sich ertönen. „Mutter, komm schnell! Arwa ist zurück.“

Kaum hatte sie die Stimme ihres kleinen Bruders Tjur vernommen, schwebte er auch schon an einem der Bänder herab. Aus schwindelerregender Höhe glitt er wie eine Spinne kopfüber an dem Stoff entlang und vollführte kurz vor dem Boden eine rasche Drehung. Doch vor lauter Aufregung misslang ihm das Kunststück und er landete mit einem lauten Klatschen auf dem Hintern. Der Schreck währte jedoch nur kurz in ihm. Blitzschnell sprang er wieder auf, klopfte sich den Staub

aus dem Beinrock und rannte auf seine Schwester zu. „Mutter, schau! Arwa ist auf Krone gekommen!“

„Ja, ja, ich sehe es doch“, hörte Arwa ihre Mutter Ran rufen, die wenig später aus einem der umliegenden Büsche hervortrat. Sie trug einen Korb mit frischen Beeren, den sie am Eingang der Höhle abstellte und mit einem Tuch bedeckte. Danach fischte sie sich noch ein paar letzte Blätter und Zweige aus ihrem üppigen Haarschopf, die sich wie immer beim Sammeln darin verfangen hatten, und hieß ihre Tochter mit einem warmen Lächeln willkommen. Arwa schwang sich vom Rücken des Waldspringers herunter und begrüßte die beiden mit offenen Armen. „Hallo Tjur, hallo Mutter. Ich bin zurück.“

Die herzliche Umarmung und der vertraute Duft ihrer kleinen Familie ließen Arwa sofort alle Sorgen vergessen. Innig genoss sie die Geborgenheit, die sie umschloss, und eine wohlige Wärme durchflutete ihren Körper. Ihr kleiner Bruder, der ihr kaum bis zur Hüfte reichte, reckte den Kopf hoch und strahlte sie unbeschwert an. Arwa wuschelte ihm durch die dunklen Locken und gab ihm einen dicken Kuss auf die Stirn.

„Bäh, Schwester, lass das!“, protestierte er trotzig und wischte sich die Stelle sofort mit seinen kleinen Händen sauber. „Ich bin doch schon fast ein großer Wächter!“

Bei diesen Worten holte sie die verdrängte Erinnerung schnell wieder ein, und das unbestimmte Gefühl von Trauer und Ohnmacht kehrte zurück. Sie wusste, wie sehr Tjur zu ihr aufschaute und mit welchem Stolz er seiner großen Schwester nacheiferte. Seit er ihr mit seinen ersten tapsigen Schritten nachlaufen konnte, war alles, was er tat, von ihr geprägt. Er wollte genauso hoch klettern, genauso weit rennen und genauso tief tauchen können wie sie. Kein Tag verging, an dem sie nicht im Spiel miteinander wetteiferten, und keine Nacht verstrich, in der sie nicht den alten Geschichten ihres Volkes lauschten und von einer stolzen Zukunft als Wächter träumten. Sie war seine große Schwester – sein größtes Vorbild.

„Hast du den dicken Wühler erlegt?“, platzte es ungeduldig aus ihm heraus. „Erzähl, Schwester, wie groß war er? Ging es schnell? Bist du jetzt ein Wächter?“

Seine Fragen prasselten wie ein dunkles Gewitter auf sie nieder, und Arwa spürte, wie ihr erneut die Tränen in die Augen stiegen. Beschämt drehte sie den Kopf zur Seite und brachte nur tonlos hervor: „Die Prüfung ist bestanden.“ Ihr Bruder wollte schon zu einer weiteren Frage ansetzen, doch Arwa ließ es gar nicht erst dazu kommen. Mit einer schnellen Drehung wandte sie sich wieder Krone zu und hantierte an dem wenigen Gepäck auf seinem Rücken.

Doch ihrer Mutter entging die ausweichende Reaktion nicht. „Ist alles in Ordnung, mein Kind?“, fragte sie behutsam nach.

Arwa nickte, noch immer in der störrischen Verzweiflung, ihren Händen und damit ihren Gedanken eine Ablenkung zu geben. Sie entrollte ein Stück ihres Grasumhangs, in dem sie all ihre Habseligkeiten verstaut hatte, und prüfte dessen Inhalt übertrieben penibel.

Doch wie es nur das Gespür einer Mutter verstand, fragte diese treffsicher nach: „Gab es Schwierigkeiten mit dem Blutopfer?“

Arwa schluckte. „Genau darüber muss ich mit dir sprechen.“

„So schlimm also?“

„Nein.“ Ihre Gedanken verwoben sich zu einem endlosen Knoten, in dem die richtigen Worte gefangen schienen. „Ja. Also, ich meine nein. Ich weiß nicht ... Es ist kompliziert.“ Eine zarte Träne verirrte sich ungewollt auf ihre Wange, und Ran reagierte sofort.

„Hör mal, du kleiner Wächter“, sprach sie gespielt fröhlich zu ihrem Jüngsten. „Was hältst du davon, wenn du Krone heute mal ganz allein zu seinem Schlafplatz führst? Arwa ist bestimmt schon sehr müde.“

Sie zwinkerte Tjur aufmunternd zu, und die Augen des Jungen wurden groß. „Wirklich? Bis auf die große Wiese?“

„Ja, bis auf die große Wiese. Aber sei vorsichtig am Bachlauf. Du weißt, dort wohnen die Quellgeister, und wenn du nicht aufpasst, dann beißen sie dich.“

Ein breites Grinsen erhellte das Gesicht ihres Bruders und seine Augen funkelten vor Stolz. Mit leisen Schritten und übertriebener

Vorsicht näherte er sich dem gewaltigen Reittier, das ihn um ein Vielfaches überragte. Behutsam wickelte er die Zügel um seine Hand, genau wie er es schon so oft bei seinem Vater gesehen hatte, und streckte ihm zur Begrüßung die andere Hand entgegen. Krone senkte bereitwillig den Kopf und ließ sich genüsslich an der Schnauze kraulen. Ein zufriedenes Schnauben entfuhr seiner Kehle, und der kleine Junge gluckste vor Glück.

„Komm, Krone“, sprach Tjur leise zu seinem großen Freund. „Heute passe ich ganz allein auf dich auf.“ Er führte das Tier behutsam und selbstsicher davon, als hätte er noch nie etwas anderes in seinem Leben getan. Die beiden Frauen beobachteten ihn schweigend, bis er schließlich hinter einer bewaldeten Anhöhe verschwand.

„Wo ist dein Vater?“, wandte Ran sich ihrer Tochter zu.

Arwa wusste nicht, wo sie anfangen sollte. Anstatt eine lange Erklärung abzugeben, holte sie nur den Stein und den Dolch aus ihrem Gepäck hervor und reichte beides ihrer Mutter. „Er meinte, ich solle dir das hier zeigen.“

Schlagartig wich alle Farbe aus dem Gesicht der sonst so gefassten Frau. Ihre dunklen Augen erstarrten und ihr blondes Haar schien plötzlich zu ergrauen.

„Welkes Blatt“, stieß sie mit spitzem Ton hervor. „Woher hast du das?“

„Von meinem Blutopfer. Männer aus der Steppe sind heute in den Wald vorgedrungen und ...“

„Sind sie tot?“, unterbrach ihre Mutter sie barsch. „Sag mir, dass sie tot sind!“

Arwa fuhr erschrocken auf. Noch nie hatte sie ihre Mutter so taktlos sprechen hören. Kalter Zorn lag in ihren Augen, als sie die harten Worte den Objekten regelrecht entgegenspuckte. Doch da war auch noch etwas anderes. Rans Pupillen weiteten sich und pulsierten unruhig, entgegen der Natur. Ihr Blick sprang ziellos umher und ihre Lider flatterten. Und plötzlich erkannte Arwa es: Es war dieselbe Anspannung, die sie zuvor in den Gesichtern der Fremden gesehen hatte. Es war Angst.

„Die Wächter konnten sie aufhalten“, versuchte sie ihre Mutter zu beruhigen. „Alle Krieger fanden den Tod. Vater ist noch geblieben, für das geweihte Feuer ihrer gefallenen Körper.“

„Gut so“, entgegnete Ran. „Gesegnet seien die Wächter.“ Sichtbar kehrte wieder etwas Farbe in ihr erbleichtes Gesicht zurück und die Angst verschwand ebenso schnell, wie sie gekommen war. Doch eine letzte Anspannung blieb. „Und du, mein Kind?“

„Ich ... ich war dabei“, brachte Arwa nur zögerlich hervor. „Einer ihrer Krieger ... Er wurde zu meiner Prüfung erwählt. Mein Blutopfer ... für den Wald.“

Noch immer spürte Arwa die Ohnmacht, die von diesem Erlebnis ausging. Sie drohte, sie förmlich zu erdrücken. Ihr Mund wurde wieder trocken und ihre Hände begannen erneut zu zittern. Unbewusst umklammerte sie den Dolch noch fester, sodass ihre Knöchel weiß hervortraten.

„Schon gut, mein Kind“, sprach ihre Mutter beruhigend auf sie ein. „Ich spüre deinen Schmerz.“

Ein neues Gefühl schien Ran zu ergreifen, stärker noch als die Angst, die sie eben hatte erstarren lassen: die Sorge um ihre Tochter. Ihre Gesichtszüge wurden wieder weich und ihre Stimme melodisch vertraut. „Dein Vater denkt sicher, dass ich dir die Zweifel an deinem Opfer nehmen kann.“

Arwa nickte unsicher. „Ja, das tut er.“

„Gut.“ Ran beugte sich vor und nahm ihre Tochter sanft in die Arme, so wie sie es früher getan hatte, wann immer Arwa der Kummer plagte oder sie nachts aus dunklen Träumen erwachte. „Dann ist es wohl an der Zeit“, hauchte sie ihr zu, „deinen behüteten Geist ein wenig zu erleuchten.“

„Was meinst du damit?“

Ran löste die Umarmung und zeigte auf einen schmalen Pfad, der neben ihnen in den Wald führte. „Lass uns ein Stück gehen! Aber nimm den Dolch und den Stein mit. Ich werde dir etwas darüber erzählen.“

Eine ganze Weile gingen sie schweigend nebeneinander her. Arwa traute sich nicht, als Erste das Wort zu ergreifen, und auch ihre Mutter hatte sichtlich Mühe, ihre Gedanken zu ordnen.

„Wie du weißt“, begann sie dennoch beinahe flüsternd, „wurde ich nicht in diesem Wald geboren.“

Arwa musste sich ihrer Worte kurz besinnen. Dass ihre Mutter nicht dem hiesigen Stamm entsprang, war für jedermann leicht zu erkennen. Alle Futha hatten eine dunkle Haut, die wie feuchte Erde schimmerte, und sie besaßen strahlend blaue Augen wie das ewige Eis, aus dem sie einst den Weg in diese Welt gefunden hatten. Ihre Mutter hingegen trug die Farbe des Sandes auf ihrem Körper, wie es viele der Fremden jenseits der Wälder taten. Ihre Haare erstrahlten im Gold der Sonne, und ihre Augen waren so dunkel wie eine mondlose Nacht. Sogar in ihrer Stimme lag der sanfte Klang einer fernen Melodie, wie man ihn sonst bei niemand anderen vernahm. Arwa liebte diesen Klang. Er kam ihr immer einem Zauber gleich, der ihr einzig von der Liebe ihrer Mutter kündete, als das sie etwas anderes darin zu erkennen vermochte. Womöglich wäre der Zauber auch sonst verfliegen, sodass Arwa ihre Mutter nie danach gefragt hatte und diese ihre Geheimnisse weiter hütete.

„Du hast nie ein Wort darüber verloren“, besann sich Arwa. „Nur das eine gabst du mir zu verstehen.“ Sie dachte dabei an ihre eigenen blauen Augen und die hellen Haare – das jeweils geerbte Merkmal ihrer Eltern. „Ich sei ein Kind zweier Welten.“

„Das bist du auch.“ Ihre Mutter sah sie launig von der Seite an. „In dir schlägt das tapfere Herz deines Vaters und in deinem Kopf verweilt glücklich der meinige Verstand. Und glaube mir, diese beiden Welten sind oft so weit voneinander entfernt, als wären es die Säulen des Himmels.“

Die beiden Frauen sahen sich an und kicherten unbeschwert.

Kurz darauf holte ihre Mutter tief Luft, als wolle sie die ganze Welt in sich aufsaugen, und starrte gedankenverloren in das endlose Grün vor ihnen. Arwa tat es ihr gleich. Alles um sie herum wirkte so friedlich. Die Sonne schickte wärmende Strahlen durch das Geäst, kleine Vögel zwitschernd umher, wilde Blumen neigten ihre Köpfe empor und irgendwo in der Ferne plätscherte ein kleiner Bach verträumt in den Tag.

„Ist der Wald deines Stammes auch so schön wie dieser hier?“, wollte Arwa das Gespräch wieder anregen.

„Da, wo ich herkomme“, lachte ihre Mutter auf, „gibt es keinen Wald. Es gibt noch nicht einmal Bäume.“

Bei dieser Vorstellung stockte Arwa der Atem. Gab es das überhaupt, eine Welt ohne Bäume? Wo wäre dann all das Leben? Wo gäbe es sonst Schutz vor den Winden und den Wassern des Himmels? Woher würde man seine Nahrung und das Feuer für die Nacht bekommen? Zwar wusste sie um die besondere Lebensart der Grasmenschen aus weiter Ferne, doch selbst diese begehrten stets die Schätze des grünen Reichs.

Ein leichtes Lächeln huschte über Ran's Lippen, als sie den erstaunten Blick ihrer Tochter bemerkte. „Das Land, das mich gebar, ist ferner, als das es je ein Futha hätte erblicken konnte. Ferner als die grasigen Steppen. Ferner als die eisigen Berge. Für jene, die es bereisen, ist es trostlos und karg, doch für jene, die es ihre Heimat nennen, ist es reich an Schönheit und Wundern.“ Gedankenverloren schaute sie in die Ferne, als würde sie eine längst verblasste Erinnerung betrachten.

Doch Arwas Neugier war geweckt. „Erzähl mir mehr von dem Ort, den du Heimat nennst.“

Ein freudloses Lächeln umspielte Rans Lippen. „Ich kann dir von dem Ort berichten, den ich tief im Herzen trage – aber eine Heimat wird es nie mehr sein.“

„Trübt es dich, darüber zu sprechen?“

„Sehr sogar“, seufzte ihre Mutter. „Doch du sollst von meiner Geschichte erfahren.“

So gingen die beiden Frauen weiter nebeneinander her und Arwa spürte förmlich, wie ihrer Mutter das Herz schwer wurde. „Wenn ich dir von meiner Welt erzähle, so muss ich dir als Erstes vom Land der Ödnis berichten.“

„Der Ödnis?“, fragte Arwa nach, denn einen solchen Begriff hatte sie zuvor noch nie gehört.

„Ja, die Ödnis – ein endloses Meer aus Sand, Geröll und hartem Gestein. Ein trostloser Ort ohne Leben und Hoffnung. Dabei war die Ödnis einst ein blühendes Land, anmutig und stolz wie ein lebendiges

Wesen. Doch die Götter wurden ihr neidisch. Sie verschlangen ihre Schönheit, sättigten sich an ihrem Glanz und tranken von ihrer Seele. So verwandelte sich die Ödnis in ein Land, das sehr bald selbst die maßlose Gier trieb. Seitdem verzehrt es sie nach jedem Stück Fleisch, dürstet es nach jedem Schluck Wasser und lechzt nach jedem grünen Blatt, das ihr zu nahe kommt. Man sagt, die Ödnis habe schon lange vor der Zeit der Menschen Geschmack am Tod gefunden und lasse seither nicht mehr von ihm ab. Sogar die Wolken am Himmel wagen es nicht, über sie hinwegzuziehen. Nur die mächtige Sonne wacht jeden Tag über ihre schändlichen Taten und straft ihr steinernes Antlitz mit brennender Wut.“

Einen Moment lang hielt Ran inne, atmete tief durch und fuhr dann fort. „Doch zu dieser Ödnis gehört seit Langem auch mein Volk. Unbedacht durchschritten unsere Ahnen einst ihr Reich, noch bevor sie erkannten, mit welchem Hunger sie bereits über sie herfiel. Viele fielen ihr zum Opfer, entkräftet und dürstend, doch für eine Umkehr war es bereits zu spät. Verzweifelt schritt mein Volk voran und rief die alten Götter um Beistand an. Doch ihr Flehen und Weinen blieb unerhört, bis einzig ihre Tränen den Weg zur Erdenmutter fanden. Sie erschien ihnen selbst und riss dort, wo ihre Tränen den Boden benetzten, den harten Grund entzwei. Wie eine tiefe Wunde klaffte in der Ödnis ein dunkler Spalt auf, der binnen kürzester Zeit zu einer gigantischen Schlucht heranwuchs, aus deren Grund ein sprudelnder Quell entsprang. Überall, wo sich das Wasser seinen Weg bahnte, wurde die Erde fruchtbar, und gebar das erste Grün. Wie bei den Futha schenkte die Erdenmutter auch uns das Leben und eine Heimat, und wir verweilten fortan in ihrem Garten. Die Schlucht verwandelte sich rasch in eine grüne Oase voller Früchte, die süßer als Honig und saftiger als jede dir bekannte Beere waren. Das kostbare Nass der Quelle floss zu kleinen Bächen zusammen, oder wir stauten es in großen Becken, in denen bald die buntesten Fische schwammen.

„Habt ihr auch im Grün gelebt?“, fragte Arwa staunend.

„Oh nein. Unser Grün war viel zu zerbrechlich und kostbar, um darin zu wohnen. Wir selbst fanden Zuflucht in den steilen Hängen der

Felswände. Zu Ehren der großen Erdenmutter schlugen wir Höhlen und Gänge direkt in ihr Gestein.“

Arwa blieb ungläubig. „Ihr habt in den Felswänden gelebt?“

„Es war viel mehr als das, mein Kind. Du hättest es sehen müssen! Die Bauten waren ein wahres Wunder aus verzweigten Tunneln, prächtigen Wohnkuppeln und breiten Terrassen. Es gab kühle Kammern für die Vorräte, schattige Lager für die Nacht und Wasserspeicher auf allen Ebenen. Alles war aus dem Fels geschlagen und mit Mustern, Figuren oder Reliefs verziert. Die Arbeiten waren dabei so filigran und prunkvoll, dass man meinen konnte, der Stein selbst wäre zum Leben erwacht. Unsere Welt wurde zu einem einzigen, wunderschönen Labyrinth, dessen Winkel und Ecken bald niemand mehr in Gänze kannte. So lebten wir geschützt inmitten der Ödnis, und zu unseren Füßen lag das Paradies. Dank des Segens der Erdenmutter legte mein Volk all seinen Kummer ab. Es wuchs, es gedieh und fand seinen Frieden.

Arwa staunte immer mehr. Ein solches Reich hätte sie nie für möglich gehalten, weder in den irdischen Welten noch in ihren Träumen. „Doch wenn euch dies Leben ein Segen war“, fragte sie verwundert, „wie fandest du dann dein Schicksal in den Wäldern der Futha?“

Ihre Mutter lächelte versonnen. „Nun, das Schicksal fand zuerst mich.“

Arwa spürte die Verbitterung in ihren Worten. Als Ran weiter zögerte, konnte die junge Futha nur erahnen, mit welchen Erinnerungen ihre Mutter innerlich rang.

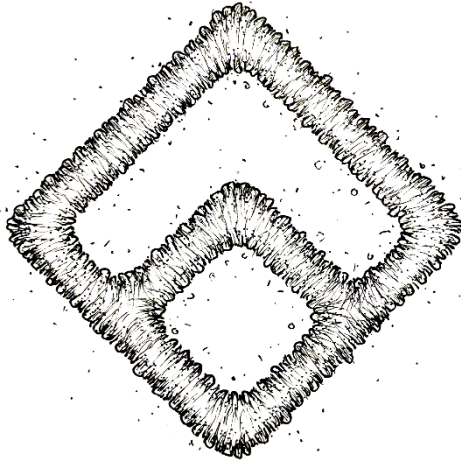
„Die Welt um uns herum“, begann sie schließlich wieder, „ist im Wandel. Jenseits der euch bekannten Horizonte ist so vieles in Bewegung und unterliegt einer ständigen Veränderung. Doch noch mehr haben sich die Menschen verändert. Seit es die Feuer-Erze gibt, haben sich Macht und Gier in ihre Seelen geschlichen, wo einst die alten Werte uns verbanden. So auch beim Stamm der Krell, dem Volk der Steppenreiter. Auf dem Rücken ihrer Tiere eilen sie wie ein Sturm von Land zu Land und hinterlassen an jedem Ort die gleiche Verwüstung. Sie sind erfahrene Krieger mit hungrigen Mäulern und Blutdurst in den Augen. Wie sie von unserem Volk erfuhren, vermag niemand zu sagen. Nur, dass die Ödnis dank ihrer Tiere kein Hindernis mehr war. In Heerscharen strömten sie

über die Klippen direkt in unsere Schlucht. Sie stürmten in die Gänge der Felsen und kannten kein Erbarmen. Wer sich ergab, wurde wie Vieh zusammengetrieben. Wer sich wehrte, wurde erschlagen – egal, ob Mann, ob Frau, alt oder jung. Und diejenigen, die sich tief im Felsenlabyrinth verbargen, fanden den Tod im Qualm der Feuer, die sie an den Eingängen entzündeten. So war es binnen weniger Tage um mein Volk geschehen. Nur Staub und Asche sind geblieben, wo einst das Leben blühte und die Menschen glücklich waren. Wir wurden des Lebens verachtet und der Schätze beraubt. Alles Grün wurde der Erde entrissen und die Quelle mit unseren toten Leibern auf ewig vergiftet.

Arwa stockte der Atem, doch ihre Mutter hielt nicht inne. „Und weißt du, wie sie all das erreichen konnten? Weil sie im Besitz dieser Klingen sind.“ Ran zeigte auf den prunkvollen Dolch in Arwas Händen. „Je mehr sie davon besitzen, desto unsäglicher wird ihr Hunger. Es reicht ihnen nicht, dass selbst ihr eigenes Gesinde unter ihrer Herrschaft leidet. Nein, sie zwingen einen jeden, in ihren Dienst und ... und ...“

Ihre Mutter brach ab und schluchzte bitterlich. Ihre Stimme klang heiser und sie vergrub das Gesicht in ihren Händen. Arwa wollte an sie herantreten und sie trösten, doch Ran wich ihr aus. „Schon gut, mein Kind. Es ist lange her, und doch will der Schmerz nicht versiegen.“

Lange schauten sich die beiden Frauen einfach nur an und Arwa wusste nicht, was sie sagen sollte. Als ihre Mutter sich wieder gefasst hatte, hob sie bedeutungsvoll die Hand. „Eins solltest du noch wissen.“ Sie drehte sich um, griff sich ins Haar und hob ihren üppigen Schopf zur Seite, sodass Arwa eine alte Narbe darunter erblicken konnte. Genau in ihrem Nacken markierten grobe, wulstige Linien ein Wundmal, das der gleichen geometrischen Form entsprach, wie Arwa sie schon auf den ledernen Rüstungen der Fremden gesehen hatte. „Das ist ein Brandzeichen. Zwei einfache Rauten. Das Symbol der Krell – das Symbol ihrer Macht. Damit kennzeichnen sie ihren Besitz, ihr Eigentum.“



Der Schock saß tief in Arwa. Ihr Verstand brauchte eine Weile, um zu begreifen, was ihre Augen sahen. Ungläubig streckte sie die Hand nach der vernarbten Stelle aus und strich achtsam mit den Fingern darüber, als könne sie ihren Sinnen nicht trauen. Doch das Brandmal war echt. Sie spürte die ledrigen Erhebungen unter ihren Fingern, fühlte die haarlose Haut und sah, wie ihre Mutter zusammenzuckte, als spüre sie noch immer den brennenden Schmerz der Glut.

„Selbst ein Mensch kann zu ihrem Besitz ernannt werden“, fuhr ihre Mutter unbeirrt fort, sichtlich bemüht, nicht erneut den Gefühlen nachzugeben. „Sie nehmen dir alles, reißen dir die Kleider vom Leib, scheren dir das Haupt und brennen dir das Zeichen mit glühenden Klingen in die Haut. Es spielt keine Rolle, welche Ehre, Titel oder Ansehen du hattest – fortan schimpfen sie dich Sklave. Du wirst einzig Diener ihres Gebotes. Arbeitendes Fleisch. Eine Ware wie ihr Vieh. Ihr Heil wird zu deiner Last, ihr Wille zu deiner Pflicht. Mit diesem Zeichen“, meinte Ran und zeigte noch einmal auf die vernarbte Stelle, „ist dein Leben verwirkt.“

Ran drehte sich wieder um und ergriff die Hand ihrer Tochter. „Ich war in deinem Alter, als man mich meiner Familie entriss. Die Welt, die ich kannte, gab es fortan nicht mehr. Mein Schicksal wurde der Tross ihrer Sklaven – eine endlose Reihe geschundener Seelen, halb lebend, halb tot.“ Mit einem unbestimmten Blick in die Ferne schüttelte ihre Mutter den Kopf. „Es waren so viele, Arwa. Bald mehr noch als die Krell selbst. All die Sprachen, die verschiedenen Dialekte, unsere Äußerlichkeiten. Wie viele Horizonte mögen sie schon bereist haben, um all dieser Leiber Herr zu werden? Bei wahr, die Krell sind Unmenschen!“ Das letzte Wort sprach ihre Mutter mit einer solchen Härte aus, als wollte es aus dem Satz her austreten und zugleich wie ein Stein zu Boden fallen. „Für sie waren wir nur ein weiteres unbedeutendes Volk, das ihren Hunger nach Macht stillen sollte. Zu unserem Leid erkannten sie schnell an unseren Behausungen, wie geschickt mein Volk im Abtragen von Stein und Fels war. Und so schickten sie uns in ihre weit entfernten Erzlöcher. Das waren stickige Schächte oder schlammige Gruben, in denen die Männer nach seltenen Steinen oder kostbarem Gut graben mussten. Am Tage wie in der Nacht. Im Schein der Fackeln waren sie dazu verdammt, auf ewig in der Erde zu graben.“

„Und die Frauen?“, wagte Arwa kaum zu fragen.

„Die schickten sie zu den niederen Arbeiten abseits der Gruben oder, schlimmer noch, in ihre Betten. Oft kamen sie des Abends auch in Gruppen, um sich Leiber für die Nacht zu suchen. Du kannst dir nicht vorstellen, wie es ist, gleich von mehreren genommen zu werden – wie sehr sie dich leiden lassen, wenn du dagegen aufbegehrt und wie sehr sie es genießen, wenn du vor Schmerzen schreist. Selbst ihre Frauen und ihre erbärmliche Brut erfreuten sich an unseren Qualen. War man unter ihren Diensten, so konnten sie sogar noch grausamer sein.“

Ihre Mutter deutete auf ein paar Stellen an ihrem Körper, die mehr als Worte sagten. Arwa erkannte deutlich kleine Narben und dunkle Verfärbungen auf der sonst so hellen Haut. Auch eine Krümmung der Glieder sowie eine leichte Deformation der Knochen unter ihren Brüsten waren zu erkennen. „Jene Rippe ist seither nie wieder recht verheilt“, erklärte sie tonlos, und Arwa verstand zum ersten Mal, welche

Bedeutung all diese Makel eigentlich in sich trugen. Noch nie hatte sie wissentlich nach den Ursprüngen gefragt und schämte sich nun zutiefst für dieses nie wieder gut zu machende Versäumnis.

All die Hintergründe zu ihrer Mutter überfluteten ihren Verstand. Vergessen war der Skrupel an ihrer eigenen Tat. Vergessen war der Zweifel am gerechten Kampf der Futha gegen diese Schlächter.

„Doch du fragtest mich, wie ich zu den Futha fand“, riss ihre Mutter sie aus ihren lähmenden Gedanken. „Nun, bis zu dieser Zeit vergingen noch viele Monde.“

Ran setzte ihren Weg durch den Wald fort und Arwa folgte ihr benommen. „Du musst wissen, die Krell verweilen nie lange an einem Ort. Sie sind ein wanderndes Volk mit vielen Wegen in jede Richtung des Himmels. Mit uns zogen sie weiter, von Grube zu Grube, von Siedlung zu Siedlung, von Schlacht zu Schlacht. Sie eroberten weiter, brandschatzten weiter, mordeten weiter. Und ihre Macht wuchs. Sie stellten willige Clans in ihre Dienste und boten verzweifelten Männern einen Platz in ihrem Heer an – einzig unter der Bedingung, dass diese dem Fürsten auf ewig die Treue schworen.“

„Dem Fürsten?“, fragte Arwa nach.

„Ja, dem Fürsten. Die Krell funktionieren wie ein einziger Organismus, wengleich dieser von einem tiefen Wahnsinn befallen ist. Sie alle dienen einem einzigen Menschen, den sie ehrfürchtig den Ersten nennen. Er und seine Sippe wissen nicht nur die Geschicke ihrer Gefolgschaft zu lenken, sie messen sich darüber hinaus auch mit den eigenen Göttern. Sie allein stehen über allem Irdischen, mit eben jenen Fürsten an der Spitze.“

„Wie bei den kleinen Waldsammlern und ihrer Königin?“, überlegte Arwa laut und bückte sich spontan zu Boden. Dort ließ sie ein kleines schwarzes Insekt über ihren Finger krabbeln, welches eben noch mit einer Vielzahl seiner Artgenossen vor ihnen über den Weg krabbelte.

Als sie ihrer Mutter das winzige Tier zeigte, wie es um ihre Fingerspitze tanzte und mit den Fühlern in der ungewohnten Umgebung umhertastete, konnte diese den Vergleich nur schmunzelnd bestätigen.

„Ja, Arwa, wie bei den kleinen Sammlern hier. Auch sie schwärmen immer wieder aus, um nach frischer Beute zu suchen, und dienen ein

Leben lang nur einer einzigen Königin in ihrem Bau. Und wenn ihr Umfeld nicht mehr genug Nahrung bietet oder eine zweite Königin geboren wird, zieht ein Teil von ihnen weiter.“ Ran deutete auf einen hüfthohen Haufen im Gras nicht weit von ihnen. Auf diesem gingen die Tiere zu Tausenden ihrer chaotisch wirkenden Arbeit nach und doch konnte man nur staunen, zu welchen Leistungen sie als Gemeinschaft fähig waren. „Die Krell begnügen sich dabei aber nicht mit den einfachen Gaben der Natur“, fuhr ihre Mutter fort. „Und sie bauen auch keine kleinen Burgen aus losen Blättern und Zweigen. Sie leben in gewaltigen Ringburgen aus gefällten Stämmen – so viele, dass kein Mensch es vermag, sie alle zu zählen. In ihnen betrieben sie die Kunst der Feueröfen und errichteten Plätze für Händler und Handwerker aus weiter Ferne. Ich sah Waren und Schätze, die ich mit Worten kaum beschreiben kann, und sie erschufen Wunder aus flüssigen Erzen, wie es sie noch nie zuvor auf der Welt gab.“ Ran seufzte schwer. „Bei keinem anderen Volk sah ich Schöpfung und Zerstörung so nah beieinander.“

„Und was passierte dann?“, fragte Arwa gespannter denn je nach.

„Nun, in meiner Geschichte zogen sie mit einer Hundertschaft bis zu einem Gebirgszug, den ihr hier im Wald die Schattenberge nennt. Dort lebte ein Volk von kleinem Wuchs, mit dichten Bärten und struppigem Haar. Sie hausten, ähnlich wie wir damals, in tiefen Höhlen und Gängen, die sie in die Hänge der Berge geschlagen hatten.“

Ran nahm Arwas Hand und deutete auf den roten Stein. „Die Krell wollten die Schätze ihres Berges. Das kleine Funkeln hier im Stein nennen sie Erz. Es gibt viele Arten davon – überall unter unseren Füßen. Doch ein paar davon sind für die Krell von besonderem Wert. Diese verwandeln sie in ihren feurigen Schloten zu dem hier.“ Sie griff zu der anderen Hand von Arwa, in der sie den Dolch hielt.

Arwa betrachtete die beiden Objekte mit ehrfürchtigem Staunen. Es fiel ihr schwer zu begreifen, wie aus einem einfachen Stein eine solch meisterhafte Waffe entstehen konnte. Die kunstvoll gearbeitete Klinge, verziert mit feinen Gravuren und Zierelementen, übertraf die Fähigkeiten ihres eigenen Volkes bei Weitem. Wohl dem, der nicht nur

die Schönheit des Dolches zu schätzen wusste, sondern ihn auch im Kampf zu führen verstand.

„Kam es zum Kampf?“, erkundigte sich Arwa, wohlwissend um die naheliegende Antwort.

„Und ob. Das Volk der Berge wusste sein Reich gut zu verteidigen. Und doch verstanden es die Krell, die Umgebung zu ihrem Vorteil zu nutzen. Sie ließen uns Sklaven tagelang trockenes Holz, Gestrüpp und Zweige sammeln. Wir trugen das Material in endlosen Fuhren zu freien Plätzen oder verteilten es in den steilen Zugängen und Pässen den Berg hinauf. Sie selbst mischten große Bottiche voller Öle und Harze an. Diese gossen sie in bizarren Mustern über den Hängen aus, schütteten sie in schmale Schluchten oder bestrichen sogar den blanken Fels damit.“

„Wozu das Ganze?“, fragte Arwa ungläubig.

„Die Krell beherrschen wie kein anderes Volk das Feuer. Es dient ihnen nicht nur zum Schmelzen der Erze – sie führen es auch als Waffe. Ein einziger Funke, der richtige Wind, und alles stand in Flammen. Ich kann es nur schwer beschreiben, glaube meinen eigenen Worten kaum, aber noch nie in meinem Leben zuvor habe ich einen ganzen Berg brennen sehen.“ In Rans Augen loderten die Flammen der Erinnerung auf und auch Arwa spürte die imaginäre Hitze um sich aufsteigen. „Als sich das Feuer nach Tagen legte, schien es nun ein Leichtes für die Krell zu sein, den Berg einzunehmen. Doch sie hatten nicht mit den Futha gerechnet, die das Feuer aus der Ferne erblickten und dem Bergvolk zu Hilfe eilten. Unter ihnen war damals auch dein Vater.“

Arwa hielt es vor Spannung kaum aus. „Konnten sie die Schlacht gewinnen?“

„Ja, aber auf beiden Seiten starben die Menschen in großer Zahl. Nur knapp konnten die Angreifer geschlagen und wieder vertrieben werden. Die letzten Krell rannten schließlich davon und überließen uns Sklaven dem eigenen Schicksal. Wir alle waren ängstlich und verwirrt und erwarteten den sicheren Tod. Doch dein Vater sprach für uns.“ Ein erstes Lächeln schlich sich wieder auf die Mundwinkel von Ran. „Er war schon damals ein geachteter Mann und seine Worte wogen schwer. Mit seiner

Nachsicht hatte er eine Vielzahl von Seelen errettet und uns allen die Freiheit geschenkt.“

Arwa atmete erleichtert auf, doch nach einer Weile verschwand das Lächeln ihrer Mutter wieder. „Am schlimmsten war jedoch die Erkenntnis, dass viele der Sklaven den Krell sofort folgten. Ich glaube heute noch, dass sie sich vor der eigenen Freiheit fürchteten. Nach so langer Zeit kannten sie ein selbstbestimmtes Leben einfach nicht mehr. Ihr Wille war längst gebrochen und sie waren aller Lebensgeister beraubt. Wie gezähmte Tiere bettelten sie nur noch um den nächsten Knochen, den ihnen irgendein Krell wie Abfall zuwarf – und darin sahen sie ihre eigene Genußtuung. Den Blick in ihren Augen werde ich nie vergessen. Da war kein Leben mehr, nur noch Leere.“

Ihre Mutter schüttelte den Kopf, als wolle sie die Gedanken daran abschütteln. „Ein paar von uns sind auf dem Berg geblieben und folgten ihrem jeweiligen Geschick. Ich jedoch folgte deinem Vater. Er nahm mich nicht nur zu sich auf, nein, er schenkte mir auch ein neues Leben. Er heilte meine Wunden, nährte meinen Geist und füllte die Leere in mir. Er gab mir wieder Hoffnung, ließ mich wieder an die Menschen glauben, und er schenkte mir sein Herz. Der größte Beweis für seine Liebe bist du selbst und dein Bruder.“ Ran lächelte versöhnlich ihrer Tochter zu. „Deshalb nenne ich dich das Kind zweier Welten. Du bist das Wunder mit den blauen Augen und dem hellen Haar, das es – trotz all des Leids meines Volkes – sonst nie gegeben hätte. Selbst deine Haut hat von unser beider Körper etwas angenommen, als ob der Tag und die Nacht sich auf ewig umarmen.“

Auf einmal ergab für Arwa alles Sinn und sie sah ihr eigenes Leben in einem völlig neuen Licht. Die Geschichte ihrer Mutter zerriss ihr förmlich das Herz, doch ihr Schmerz und das Leid all der versklavten Menschen sollten nicht umsonst gewesen sein. Sie besann sich noch einmal der Erzählung ihrer Mutter und erinnerte sich plötzlich wieder: „Die kleinen bärtigen Menschen, von denen du sprachst – ich glaube, ich habe sie heute bei den Fremden im Wald gesehen.“

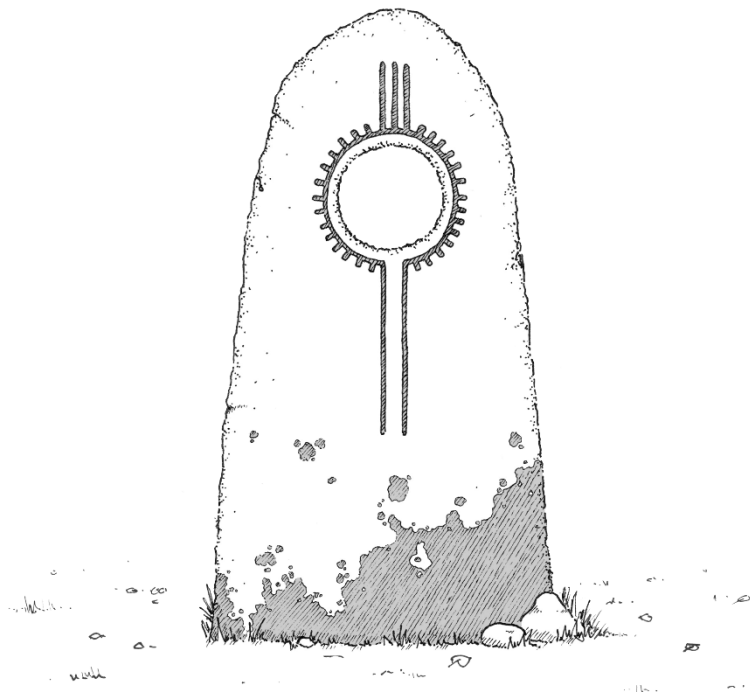
„Also ist es um die Schattenberge geschehen“, seufzte ihre Mutter. „Die Krell sind nach all den Jahren zurückgekehrt. So wie sie immer

zurückkehren, solange es Beute für sie gibt.“ Sie packte ihre Tochter an den Schultern und sah sie ernster an den je. „Hör zu, Arwa! Kein Krell darf jemals den Weg zu uns finden oder erfahren, wer in diesem Wald lebt. Sie dürfen niemals erfahren, welche Schätze hier unter der Erde verborgen sind. Denn wenn sie es wüssten, würden sie kommen und alles an sich reißen oder zerstören, was uns je etwas bedeutet hat. So wie die Weite der Ödnis einst mein Volk nicht schützen konnte, so wird auch dieser Wald keinen Schutz vor ihnen bieten. Deshalb leben die Futha im Verborgenen und haben in den Köpfen der Siedler eine Festung der Angst errichtet. Sollte diese Angst eines Tages weichen, wäre keiner von uns hier mehr sicher. Die Krell würden weder vor uns, den Tieren, noch vor den Bäumen haltmachen. Alles wäre ihnen gleich, nur um ihre Gier zu stillen – bis sie womöglich selbst daran zugrunde gehen.“

Die Worte ihrer Mutter dröhnten in Arwa wie ein Donnerrollen. Ein Beben, das ihr durch jeden einzelnen Knochen fuhr. Wie konnte sie je an den Wächtern zweifeln? An ihrer Prüfung? An ihrem Vater? Arwa grübelte und ließ die Worte lange in sich nachhallen.

„Nun kennst du meine Geschichte“, seufzte ihre Mutter schwermütig. „Und auch wenn sie von Trauer und Leid berichtet, so soll sie dich doch in den dunkelsten Zeiten erhellen.“ Unerwartet blieb sie stehen und deutete mit ausgestrecktem Arm nach vorn. „So wie auch die Geschichten deiner Ahnen.“

Arwa hatte keine Ahnung, wie weit sie schon durch den Wald gelaufen waren, als sie der Geste ihrer Mutter folgte und in der angewiesenen Richtung einen riesigen Baum erblickte. Sein Stamm war von beeindruckendem Wuchs, und seine ausladende Krone überschattete alles um sie herum. Mächtige Äste ragten wie gigantische Arme an den Seiten hervor, als hielten sie das Himmelszelt selbst an seinem vorherbestimmten Platz. Arwa wurde schwindelig, als sie nach oben schaute und versuchte, seine ganze Größe zu ermessen. Benommen blickte sie zurück auf den Boden, wo seine Wurzeln wie dicke Adern in das Erdreich vordrangen. Selbst die massiven Felsbrocken, die seinen Sockel säumten, drückte er mit der Kraft der Jahrhunderte spielerisch zur Seite.



Er war der Urbaum, das heiligste Relikt der Futha und das spirituelle Zentrum ihres Volkes. Der Überlieferung nach war er der erste Baum, den ihre Ahnen einst pflanzten. Die Erdgöttin selbst hatte ihnen den Samen geschenkt, damit nach dem ewigen Eise, das Leben in die Welt zurückkehrt. Um ihn herum wuchs der gesamte Wald und alle Kreaturen fanden darin ihren Platz. Seit jenem Tag ist es die heilige Pflicht eines jeden Futha, dieses Geschenk auf ewig zu bewahren.

Sie hielten vor einem hohen Stein, der zu Ehren der Ahnen aufgerichtet worden war. Er war bunt bemalt und mit uralten Gravuren verziert, die aus einer Zeit stammten, als der erste Winter noch seinen frostigen Atem über die Welt gelegt hatte. Arwa spürte den Zauber dieses Ortes und wurde von tiefer Ehrfurcht erfüllt.

„Ich bin stolz auf dich, mein Kind“, sprach ihre Mutter mit sanfter Stimme.

Ihr vertrautes Lächeln ließ Arwa wieder die Frau erkennen, die sie schon immer für sie gewesen war: eine liebende Mutter, ein zärtliches Weib, ein sanftes Wesen voller Anmut und innerer Schönheit. Jetzt, da Arwa ihre dunkelste Vergangenheit kannte, erstrahlte ihre Seele heller denn je.

„Jeder von uns“, fuhr sie achtsam fort, „muss in seinem Leben einmal eine wichtige Entscheidung treffen, die unumkehrbar ist. Ob wir die großen Zusammenhänge immer sofort erkennen oder die Auswirkungen begreifen, bleibt uns selbst zu Lebzeiten oft verborgen. Aber eines ist gewiss: Alles in dieser Welt ist miteinander verbunden. Die Vergangenheit der Ahnen formt das Jetzt und dein Jetzt gestaltet die Zukunft derer, die noch kommen werden.“

„Was meinst du damit?“, fragte Arwa.

„Du hast heute etwas getan, das dir ohne jeden Zweifel schwergefallen ist. Doch genau damit hast du etwas in Bewegung gesetzt, dass unser aller Schicksal beeinflusst. Deine Entscheidung ist von enormer Bedeutung. Sie betrifft das Leben deines Bruders, deines Vaters, meins und das aller Futha in diesem Wald. Unsere Zukunft hängt von jeder einzelnen Entscheidung eines Wächters ab. Deine Schritte, mögen sie auch noch so klein sein, werden zu den Spuren und der Richtung, auf denen folgende Generationen wandeln werden.“ Sie legte die Hände zärtlich um Arwas Gesicht, und ihre sanften Augen liebkosten das Innerste ihrer Tochter. „Du hast heute nicht nur ein Leben genommen – du hast das von vielen errettet.“

Behutsam küsste Ran ihre Stirn, und Arwa ließ die Worte auf sich wirken. Erst jetzt wurde ihr bewusst, welche weitreichenden Konsequenzen ihre Tat wohl in sich trug. „Doch wie kann ich wissen, ob ich mich in einer solchen Situation richtig entscheide?“, fragte sie unsicher.

Ihre Mutter ging auf die Knie und verbeugte sich kurz vor dem heiligen Stein. „Deswegen sind wir hier.“

„Du meinst die Ahnen?“

„Ich meine das, was sie uns hinterlassen haben.“ Noch einmal verbeugte sich ihre Mutter, hielt den Kopf diesmal aber länger gesenkt. „Es sind nicht die Monumente oder Gräber, die sie uns hinterlassen haben, sondern ihre Geschichten. Vor allem aber sind es ihre Fehler, aus denen wir lernen sollten. Ihre Erzählungen sind voller Warnungen, damit wir die gleichen Fehler nicht selbst begehen. Doch werden ihre Worte mit der Zeit verblassen, auf dass wir sie mit unseren eigenen Erfahrungen ergänzen und somit auf ewig lebendig halten.“ Sie schaute zu Arwa hinüber und legte eine Hand auf ihre. „Auch du wirst eines Tages deine eigene Geschichte an deine Kinder weitergeben, so wie ich heute die meine an dich. Mögen sie dich ebenso erhören, um den rechten Weg zu finden.“

Arwa brummte der Schädel. In den Worten ihrer Mutter lag so viel Weisheit, die sie kaum erfassen konnte. „Was meinst du, was ich jetzt tun soll?“, fragte sie daher unsicher nach.

„Das, was dich verzweifeln lässt, trägst du noch immer in deinen Händen.“

Arwa blickte an sich herab. Das Blut auf dem Dolch war längst getrocknet, doch die helle Bronze schimmerte noch immer dazwischen hervor.

„Nimm den Dolch und den Stein und entledige dich ihrer Last.“

„Und wie?“

„Geh zu der Quelle am Urbaum und übergib beides der ehrwürdigen Erdenmutter.“

„Aber die Quelle ist heilig“, schrak Arwa auf. „Niemand darf sie beschmutzen. Wer dies tut, bringt Unglück über den Wald.“

„Selbst ich, die aus einem fernen Land komme, erkenne den gemeinsamen Kern unseres Glaubens. Wir mögen unterschiedliche Namen für unsere Götter haben, verschiedene Riten und Lebensweisen, doch all unsere Wurzeln liegen in derselben Erde und wir alle streben nach derselben Sonne. Ob in der geistigen oder der körperlichen Welt – oft liegen die Dinge näher beieinander, als man denkt. Alles ist miteinander verbunden und ein heiliger Ort wie dieser kann auch ein Spiegel zu uns selbst sein.“ Ihre Mutter nickte ihr aufmunternd zu: „Nur

zu, Arwa. Bring den Dolch und den kupfernen Stein der Erdenmutter als Opfer dar, auf dass die Ahnen dich erhören und dir ihren Segen schenken.“

Mit diesen Worten erhob sich Ran, verbeugte sich ein letztes Mal vor dem alten Heiligtum und ging langsam davon. Arwa betrachtete die beiden Objekte in ihren Händen intensiv und dachte über die Aufgabe nach, die nun vor ihr lag. Kurz bevor ihre Mutter in den Baumreihen verschwand, rief Arwa ihr hinterher: „Welchen Namen trägt die Erdenmutter in deinem Volk?“

„Gaia, mein Kind. Gaia.“

Geräuschlos versanken die Klinge und der Stein in den dunklen Tiefen der Quelle, die sich zwischen moosbewachsenen Felsen und den mächtigen Wurzeln des Urbaums auftat. Es dauerte nicht lange, bis das schimmernde Metall erlosch wie ein kleiner Stern am Nachthimmel. Arwa starrte in das tiefe Wasser, dessen kreisförmige Wellen allmählich zur Ruhe kamen. In der Stille des Wassers erkannte sie schließlich ihr eigenes Spiegelbild, das immer mehr Kontur gewann. Sie sah die blauen Augen ihres Vaters und das blonde Haar ihrer Mutter. Sie sah eine junge Frau – voller Leben und mit einer ungewissen Zukunft. Und sie sah die Menschen, die ihr vertrauten und deren Liebe sie jeden Tag empfing.

Doch sie sah auch den Verrat.

Ihren Verrat.

Sie hatte den fremden Krieger nicht getötet.

Mit blutender Brust und eingedrückten Rippen hatte er sich widerstandslos ergeben, bereit, von seiner eigenen Klinge erlöst zu werden. Doch das brachte sie nicht über ihr Herz. Sie sah etwas in ihm – oder hoffte, es in ihm zu erkennen – das den Wächter und ihre Mutter längst nicht mehr gelang: Sie sah einen Menschen.

Statt ihm das schlagende Herz zu durchbohren, entfernte sie eilig die zertrümmerten Rippen, die dabei waren, sich gefährlich in sein Inneres zu bohren.

Sie rettete sein Leben.

Und mehr noch: Sie verband seine Wunden, gab ihm Wasser und Nahrung, schiente seinen Arm, setzte ihn behutsam an das Steuer seines Bootes und kappte die Seile.

Doch das Schlimmste von allem: Sie legte dabei ihre Maske ab und zeigte ihm ihr Gesicht – zeigte ihm, dass auch sie ein Mensch war – bis er mit einem dankbaren Lächeln im Horizont verschwand.

Die Erinnerung daran verblasste und zurück blieben nur ihre Augen, die sie entsetzt aus dem Wasser heraus anstarrten. Arwa konnte ihrem eigenen, anklagenden Blick nicht standhalten. Ihr Magen verkrampfte und eine Welle der Übelkeit schoss aus den Tiefen ihres Körpers hervor. Unwillkürlich erbrach sie sich über der Quelle, als wolle all der Schmerz ihr Spiegelbild strafen.

Ein erneuter Ruck und ein zweiter Schwall folgte dem ersten. Die breiige Masse vermischte sich mit dem klaren Wasser und zog in trüben Schlieren davon.

Ein schlechtes Omen.

Die Ahnen waren erzürnt.

- ENDE DER LESEPROBE -

ANHANG

Auch wenn man dem Buch seine künstlerische Freiheit zugesteht, werden dem Leser einige Textstellen sicherlich sehr fantasievoll erscheinen. Im Folgenden möchte ich daher gern auf einige wissenschaftliche Erkenntnisse eingehen, die mich bei meiner umfangreichen Recherche inspiriert haben und entsprechend in der Erzählung berücksichtigt wurden.

Mein Anspruch als Autor ist es, die Geschichte der frühen Menschen in Europa mit all ihrer kulturellen, völkischen und sozialen Vielfalt realitätsnah wiederzugeben. Dabei möchte ich die Lebensweise der frühen Menschen weder bewerten noch durch heutige Leit motive entfremden, romantisieren oder auf sonstige Weise verzerren. Dies ist jedoch auch kein wissenschaftliches Lehrbuch, sondern soll im besten Sinne informativ unterhalten.

Ich hoffe, dass mein gewählter Erzählstil hierbei einen lesenswerten Anklang findet.

- ETHNIE -

Genetische Untersuchungen haben ergeben, dass die ersten Menschen, die in der Frühzeit in weit verstreuten Gruppen im mitteleuropäischen Raum lebten, eine dunkelgraue Hautfarbe und eisblaue Augen hatten. Später zugereiste Stämme hatten hingegen ein weitaus helleres Hautspektrum und dunklere Augen. Anzunehmen ist auch, dass diese Völker sehr unterschiedliche Kulturen hatten, was unter anderem an den verschiedenen Grabbeigaben und Bestattungsmustern erkennbar ist. Zu den bekanntesten Siedlungsgemeinschaften jener Zeit zählen die Glockenbecherleute, die Schnurkeramiker und die Aunjetitzer Kultur. Sie alle wanderten während der Warmzeit des Holozäns in den mitteleuropäischen Raum ein und ließen sich hier dauerhaft nieder.

Forscher konnten belegen, dass es vor allem in der Zeit der späten Aunjetitzer Kultur (2300 bis 1500 v. Chr.) ein erstaunlich friedliches Zusammenleben dieser unterschiedlichen Menschen in Europa gab. Dieser Frieden ermöglichte über viele Jahrhunderte hinweg eine letzte große ethnische und kulturelle Vermischung.

Aus diesem Schmelztiegel entwickelten sich später verschiedene Stämme und Gruppen, die wir heute unter dem Sammelbegriff „Germanen“ vereinen.

Vor diesem Hintergrund spielt die weitere Handlung des Buches.

- SPRACHE -

Die indogermanische oder auch indoeuropäische Sprache, zu deren weitverzweigten Sprachfamilien heute unter anderem das Deutsche, das

Englische, das Keltische, das Griechische, das Italienische, das Norwegische, das Schwedische und auch alle slawischen Sprachen gehören, ist mit den heutigen Sprachlauten nur noch in einzelnen Mustern vergleichbar. Deshalb wurden im Roman bewusst eigene Namen für Personen, Tiere, Pflanzen oder Orte gewählt, die der ursprünglichsten Form am nächsten kommen. So hat der Name „Arwa“ im Altgermanischen die doppelte Bedeutung von „schnell wachsend“ und „große Narbe“. Es ist also ein bewusst gewählter Name, der der Figur im Buch noch eine tiefere Bedeutung geben wird.

Die Namen von Tieren, Pflanzen oder Orten wurden dagegen etwas freier gewählt. In dieser Leseprobe unter anderem: Erdwühler (Wildschwein), Graunacken (Wolf), Waldsammler (Ameise) und Waldspringer (Hirsch).

- FAUNA -

Das Rotwild nimmt im Buch eine besondere Rolle als Reittier ein. Auch dies ist nicht der reinen Fantasie entsprungen. So wird angenommen, dass die Kelten in den ersten Jahren ihrer Geschichte (ca. 600 v. Chr.) noch auf Hirschen oder Rentieren (bis in das 2. Jahrhundert noch in Zentraleuropa ansässig) ritten. Dies lässt sich aus Darstellungen in verschiedenen Symbolen und Gravuren mit Zaumzeug oder mit Reitern ableiten. Später wurde der Hirsch zu einer ihrer wichtigsten Tiergottheiten.

Das Pferd als Herdentier der östlichen Tundren und Steppen war hingegen nie in der eher dicht bewachsenen Landschaft Europas heimisch. Erst durch die massive Rodung der Wälder wurde es auch hier ansässig und zunächst als ergänzende Fleischquelle gehalten. Mit der Zeit erkannte man jedoch die auch Vorzüge als Arbeits- und Reittier.

Anzumerken ist außerdem, dass alle domestizierten Tiere jener Zeit (Huhn, Ziege, Schwein, Rind, Pferd usw.) ein ganz anderes

Erscheinungsbild hatten als die Tiere, die heute in der Landwirtschaft gehalten werden. So war der Körperwuchs unter anderem noch um einiges kleiner und der reine Fleischertrag sehr gering. Kühe und Schweine hatten stellenweise noch richtiges Fell, während das Schaf erst zu seiner typischen Wolle gezüchtet wurde.

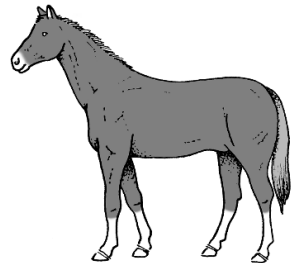
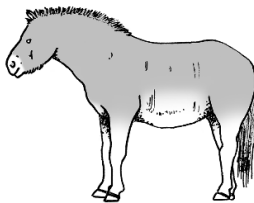
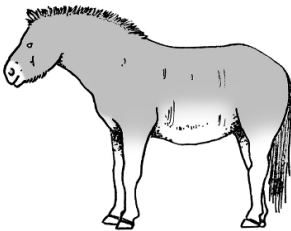
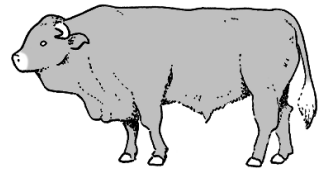
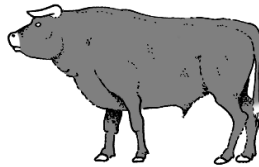
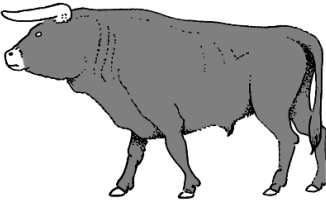
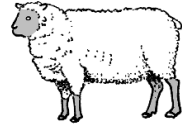
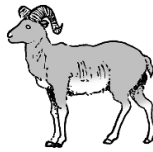
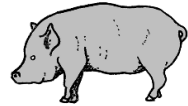
WILDTIER



FRÜHZEIT

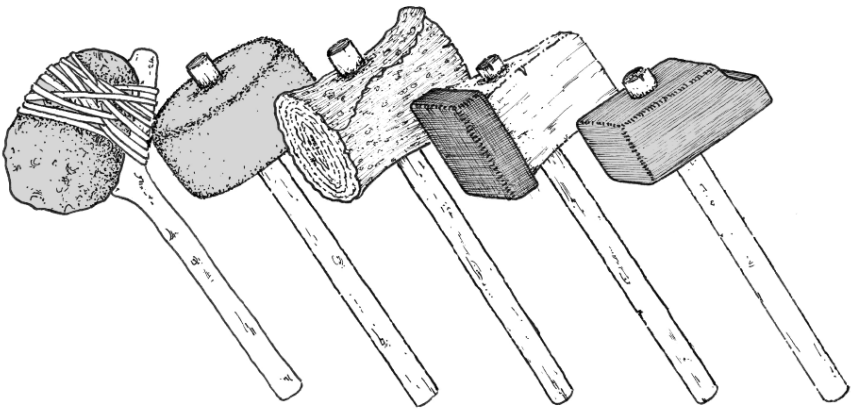


HEUTE



- METALLURGIE -

Neun Teile Kupfer und ein Teil Zinn (sehr selten und teuer gehandelt) werden miteinander verschmolzen und ergeben die Metalllegierung Bronze. In erhitzter Form leicht zu bearbeiten und abgekühlt das wohl härteste Element seiner Zeit, für Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände aller Art. Das Metall hatte einen so massiven Einfluss auf die soziale und kulturelle Entwicklung des Menschen, dass man von einer eigenen Epoche spricht: der Bronzezeit.



- GESELLSCHAFT -

Lange Zeit lebten die Menschen in Mitteleuropa als Selbstversorger in weit verstreuten Gruppen. In ihren isolierten Gemeinschaften bestellten sie Felder oder hielten Vieh für den Eigenbedarf. Erst mit der Verwendung von Werkzeugen und Pflügen aus Bronze entstanden zunehmend Überschüsse, die gegen andere Handelsgüter getauscht werden konnten. So entstand nicht nur eine Vernetzung mit anderen Siedlungen, sondern auch eine arbeitsteilige Gesellschaft mit spezialisierten Handwerksberufen.

Erste Handelsrouten (u.a. für Kupfer, Zinn, Salz, Bernstein) von den nördlichen Gefilden bis in den asiatischen Raum förderten eine bis dahin nicht gekannte Mobilität von Menschen, Material und Wissen. Durch diese überregionale Vernetzung florierte auch der kulturelle Austausch, so dass wir heute von einer ersten Globalisierung sprechen können.



Der neue Wohlstand führte aber auch zu einer ungleichen Verteilung von Gütern und Besitz und damit zu einem wachsenden Machtgefälle zwischen den Menschen. Schnell bildeten sich hierarchische Strukturen mit wenigen Privilegierten an der Spitze heraus, die von Generation zu Generation zu einer dauerhaften Klassenspaltung der Gesellschaft führten.

- MILITÄR -

Um die Vormachtstellung der Privilegierten zu festigen und den eigenen Besitz untereinander zu verteidigen, wurde nun auch in neuartige Waffen investiert. So ermöglichte erst die Festigkeit der Bronze die Herstellung langer Klingen, die im Nahkampf einen entscheidenden Vorteil boten. So gilt das Bronzeschwert als das erste serienmäßig hergestellte Werkzeug der Menschheit, das ausschließlich für den Kampf gegen andere Menschen bestimmt war.

Die Bronzezeit markiert damit auch den Beginn eines ersten Wettrüstens und die Herausbildung militärischer Strukturen, die unser Verständnis von Macht, Staat und Politik bis heute prägen.



